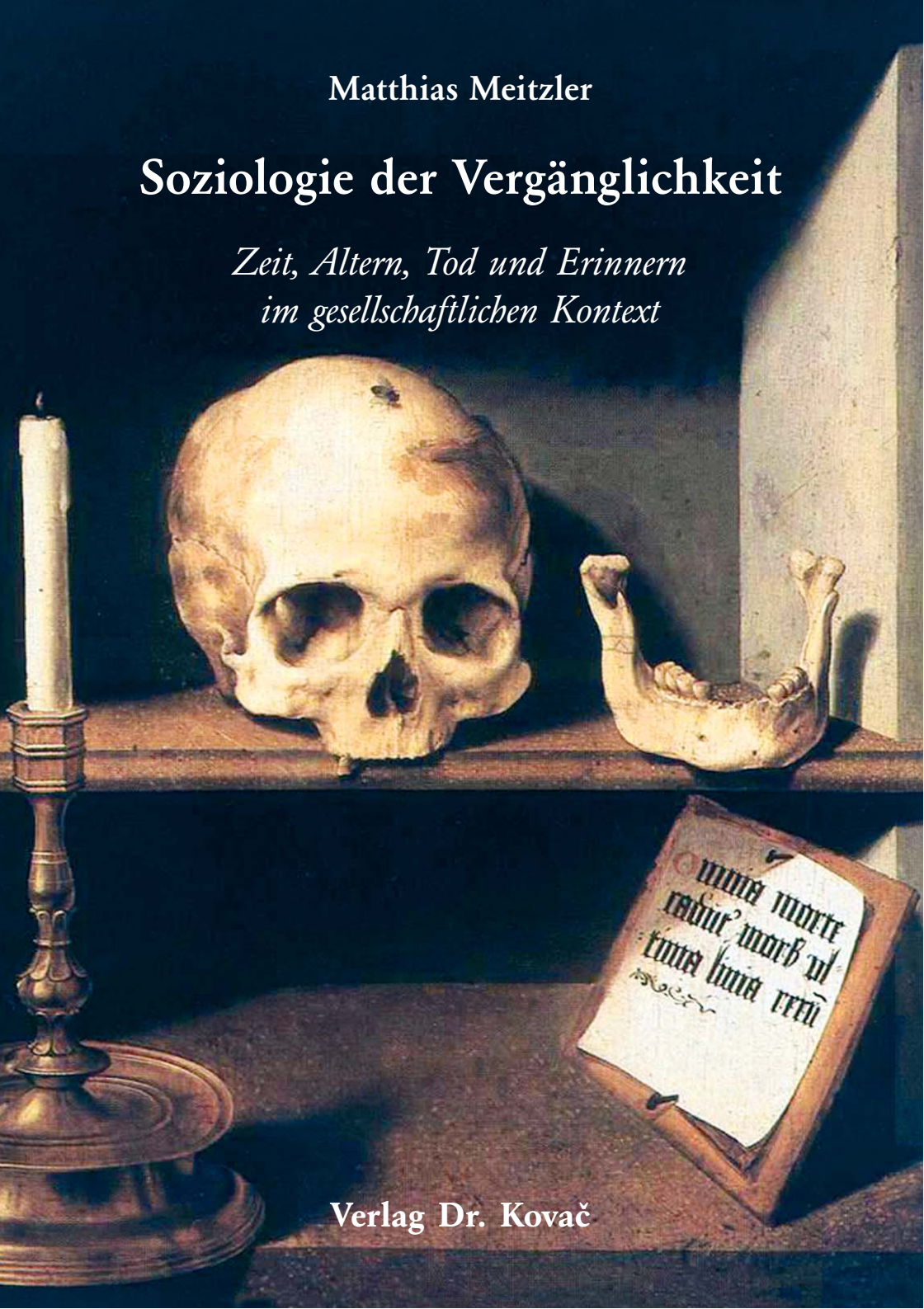
Matthias Meitzler

Soziologie der Vergänglichkeit

Zeit, Altern, Tod und Erinnern im gesellschaftlichen Kontext



Verlag Dr. Kovač

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

Schriftenreihe

SOCIALIA

Studienreihe Soziologische Forschungsergebnisse

Band 112

ISSN 1435-6651 (Print)

Verlag Dr. Kovač

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

Matthias Meitzler

Soziologie der Vergänglichkeit

Zeit, Altern, Tod und Erinnern
im gesellschaftlichen Kontext

Verlag Dr. Kovač

Hamburg
2011

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

VERLAG DR. KOVAČ GMBH
FACHVERLAG FÜR WISSENSCHAFTLICHE LITERATUR

Leverkusenstr. 13 · 22761 Hamburg · Tel. 040 - 39 88 80-0 · Fax 040 - 39 88 80-55

E-Mail info@verlagdrkovac.de · Internet www.verlagdrkovac.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

ISSN: 1435-6651 (Print)

ISBN: 978-3-8300-5455-9
eISBN: 978-3-339-05455-5

© VERLAG DR. KOVAČ GmbH, Hamburg 2011

Umschlagillustration: Barthel (Bartholomäus) Bruyn d. Ä. (1493–1555), *Vanitas*.
Öl auf Holz, 61 x 51 cm, Kröller-Müller-Museum (Otterlo, Niederlande).
Der lateinische Spruch auf der Tafel bedeutet ›Alles scheidet mit dem Tod dahin, der Tod ist das Ende aller Dinge‹.

Printed in Germany
Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, fotomechanische Wiedergabe, Aufnahme in Online-Dienste und Internet sowie Vervielfältigung auf Datenträgern wie CD-ROM etc. nur nach schriftlicher Zustimmung des Verlages.

Gedruckt auf holz-, chlor- und säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.
Archivbeständig nach ANSI 3948 und ISO 9706.

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

Inhaltsverzeichnis

Thorsten Benkel
An den Rändern des Sozialen. Lebensweltaspekte zwischen Verdrängung und Alltagsrelevanz.....7

1. ›Nichts ist, das ewig sei‹.....15

2. Im Strom der Zeit
2.1 Von Uhren und Kalendern.....23
2.2 Zeitbewusstsein.....33
2.3 Die Gegenwart von Vergangenheit und Zukunft.....40
2.4 ›Augenblick, verweile doch‹.....48

3. Das Alter und das Älter-Werden
3.1 Was ist Alter(n)?.....55
3.2 Die soziale Konstruktion des Lebenslaufs.....63
3.3 ›Rites de Passage‹.....75
3.4 ›Jeder will alt werden, aber keiner will es sein‹.....90

4. Tod und Endlichkeit
4.1 Eine Notwendigkeit des Lebens.....99
4.2 ›Sein zum Tode‹.....101
4.3 Das Wissen von der eigenen Endlichkeit.....108
4.4 Forever young?.....121
4.5 Imaginierte Postmortalität.....129
4.6 Biologische und soziale Reproduktion.....137

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

5. Über Techniken und Strategien des Erinnerns
5.1 Sich-Erinnern und Erinnert-Werden..... 141
5.2 Öffentliches Totengedenken.....149
5.3 (Im)materielle Erinnerungsinstrumente.....157
5.4 Orte der Erinnerung.....172

6. Fotografie
6.1 Anwendungsbereiche und Besonderheiten..... 187
6.2 Eine Technik des Erinnerns.....195
6.3 Fotogenität der (Außer-)Alltäglichkeit.....202
6.4 Eine Bastion gegen die Endlichkeit?.....209
6.5 Zusammenspiel mit anderen Erinnerungszeichen.....215
6.6 Zeichen des Lebens oder ›memento mori‹?..... 221

7. Regisseure unserer Biografie
7.1 Bitte lächeln!..... 237
7.2 Fotografische Zensuren.....242
7.3 Biografische Retusche.....251
7.4 ›De mortius nihil nisi bene‹ und ›damnatio memoriae‹.....260

8. ›Es wird gewesen sein‹.....273

Literaturverzeichnis..... 281

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

4. Tod und Endlichkeit

»*Aber in jedem einzelnen Momente des Lebens*
sind wir solche, die sterben werden,
und es wäre anders, wenn dies nicht unsere mitgegebene,
in ihm irgendwie wirksame Bestimmung wäre.«

(Georg Simmel)

4.1 Eine Notwendigkeit des Lebens

Ebenso wie der Alterungsprozess gehört auch die *Endlichkeit* des Lebens zu dessen »universalen und ewigen Prinzipien«.[1] Biologisches Leben zeichnet sich schließlich gerade dadurch aus, dass es sterblich ist. Der Tod ist »von vornherein und von innen her mit dem Leben verbunden.«[2] Als ›Feind des Lebens‹ erhält er dennoch eine meist negative Konnotation. – Ein Feind, den das Leben aber nicht entbehren kann. So scheint wohl nichts im Leben sicherer zu sein als der Tod. Der Wortschatz unserer Alltagssprache kennt unter anderem die Formulierung, dass etwas ›todsicher‹ sei. Sie wird in der Regel angewendet, um zu untermauern, dass an einer bestimmten Begebenheit *keinerlei Zweifel* bestehen – eben genauso wenig Zweifel wie am Tod. ›Incerta omnia, sola mors certa‹, heißt es bei Augustinus.[3]

Der Tod ist gleichermaßen biologische Grundtatsache und *Notwendigkeit*. Gäbe es biologisches Leben tatsächlich ohne biologische Sterblichkeit, dann wären die meisten Gattungen des Planeten binnen kürzester Zeit zum Untergang verurteilt.[4] Deshalb ist das Sterben des Einzelnen erforderlich im Dienste des Überlebens seiner Gattung. Die Konstruktion eines Lebens, das zugleich unsterblich ist, würde, biologisch betrachtet, also nur wenig Sinn ergeben. Dem-

1 F. Thieme (2008), S. 166.
2 G. Simmel (2001), S. 82.
3 ›Alles ist ungewiss, nur der Tod ist gewiss.‹
4 Dies schon allein wegen der Knappheit an Lebensraum und den dazugehörigen lebensnotwendigen Ressourcen...

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

gemäß ist nicht nur das Leben konstitutiv für den Tod, sondern auch vice versa der Tod konstitutiv für alles Lebendige.

Nirgends sonst offenbaren sich *Endgültigkeit* und *Irreversibilität* deutlicher als bei einem Todesfall, dem »Fiasko schlechthin«.[5] Niemand kann einen eingetretenen Tod wieder ungeschehen machen. Keine Technologie der Welt ist dazu im Stande. – Trotz aller Verheißungen von Medizin und Gentechnik, durch die das Lebensende zwar hinausgezögert, jedoch nicht verhindert, geschweige denn ›annulliert‹ werden kann.[6] »Auf den Herbst des Lebens folgt kein Frühling mehr. Selbst wenn es der Medizin gelänge, die menschliche Lebenserwartung noch einmal um zehn oder zwanzig Jahre zu verlängern, würde dies nichts daran ändern, dass unser Dasein an eine Grenze stößt und von ihr aus bestimmt wird. Diese Erfahrung lässt sich nicht medikalisieren und aus unserem Erlebniszusammenhang ausblenden.«[7] Kann ein Liebespaar nach seiner Trennung prinzipiell erneut zusammenfinden und ist der Schritt aus der Arbeitslosigkeit zurück in den Beruf möglich, so bleibt der Gang vom Tode zurück ins Leben ein Menschheitstraum, der wohl schon ebenso lange existiert wie es menschliches Leben – und mit diesem eben auch menschliche Sterblichkeit – gibt.

Wie bereits an anderer Stelle erwähnt, kann der Tod eines Menschen als dessen *letzter Übergang* begriffen werden. Seine nahestehenden Angehörigen verlieren damit schlagartig, je nach dem in welcher sozialen Beziehung sie zu ihm standen, einen Bekannten, einen Vater (eine Mutter), einen Bruder (eine Schwester), einen Onkel (eine Tante), einen Sohn (eine Tochter) oder einen Freund (eine Freundin). Der *unfreiwillige* Tod unterscheidet sich von Beziehungslösungen, die der Betroffene noch zu Lebzeiten *absichtlich* vollzieht. Das Versprechen, welches sich zwei Heiratende vor dem Traualtar machen, sich zu ›lieben und ehren bis dass der Tod uns scheidet‹, scheint in diesen Kontext zu passen. Im Grunde beinhaltet es nämlich, dass erst ein unvermeidbares und unumkehrbares Ereignis – der

5 É. M. Cioran (1987), S. 140.

6 Der »Tod eines Menschen ist einer der Vorgänge, die anzeigen, dass die Ausdehnung der menschlichen Naturkontrolle Grenzen haben kann«, so N. Elias (1990, S. 78 f.).

7 H. Lauter (2004).

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

Tod von einem der beiden – zur Auflösung des ehelichen Bundes führen soll. Es ist demnach nicht der subjektive Wille, der jene Verbindung löst, sondern eine diesem übergeordnete ›Naturgewalt‹. Hingegen stellt ein *freiwilliger* Tod für den Betroffenen vielmehr eine (Er-)Lösung als ein Fiasko dar, sofern er ihn beispielsweise von starken Schmerzen (etwa nach langer Krankheit), Kummer, Depressionen, Zwängen oder sonstigen scheinbar nicht zu bewältigenden Konflikten ›befreien‹ soll.[8]

4.2 ›Sein zum Tode‹

»*Sobald ein Mensch zum Leben kommt,*
sogleich ist er alt genug zu sterben.«

(Johannes von Tepl, ›Der Ackermann aus Böhmen‹)

Genau genommen, ist nicht allein der Tod ein *irreversibles Ereignis*, sondern ebenso die *Geburt*. Zwar könnte man sich vorstellen, dass jemand, der stirbt, somit den Weg ›zurück‹ in die Nichtexistenz geht. Das macht seine Geburt jedoch nicht etwa ›rückgängig‹. Wer geboren wurde, wird eines Tages sterben. Wer stirbt, tritt dann aber in die Sphäre der ›Nicht-mehr-Existenz‹ ein, statt in die der ›Noch-nicht-Existenz‹. Zur letzteren können wir genauso wenig zurückkehren, wie ›zurück zur Existenz‹, sollten wir diese einmal ›verlassen‹ haben. Könnten Tod und Geburt rückgängig gemacht werden, dann müsste auch die Zeit sozusagen ›rückwärts laufen‹, Ursache und Wirkung wären verdreht. – Eine Paradoxie, die jenseits der erfahrbaren Realität liegt. »Somit sind Geburt und Tod […] generative Phänomene, die jede monozentristische Subjektposition durchkreuzen und verhindern. Sie betreffen Grenzen, Schwellen und Übergänge, deren

8 Soziologisch wurde der Suizid erstmals 1897 von É. Durkheim (vgl. 1999) unter die Lupe genommen. Unter anderem differenziert Durkheim zwischen den vier ›Selbstmordtypen‹ *egoistisch*, *altruistisch*, *anomisch* und *fatalistisch*, wenngleich das Werk ursprünglich mehr als *methodologische* Studie gedacht war, die die Leistungsfähigkeit soziologischen Denkens an einem ›Alltagsphänomen‹ demonstriert.

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

›Vorher‹ und ›Nachher‹ unumkehrbar sind und die eine existenzielle Tatsache für die Menschen bedeuten.«[9]

Geburt und Tod des Menschen gehören somit zu den elementaren Bestandteilen seiner Natur. Ulrich Oevermann bezeichnet sie als die beiden »dramatischsten Sequenzstellen«.[10] Insofern könnte man den menschlichen Lebenslauf als in beliebig feine ›Sequenzen‹ unterteilt betrachten. Die denkbar größte Sequenz wäre die gesamte Lebensspanne selbst, welche sich durch einen Anfangspunkt (die Geburt) und einen Endpunkt (den Tod) konstituiert. Dadurch, dass wir geboren werden und sterben, wird das Leben zu dem, was es ist: *Endlich*. Hingegen wäre *unendliches* Leben ein Leben, dem ein punktuelles Ende, aber eben auch ein *punktueller Anfang* fehlen müsste.[11] Somit erfährt Unendlichkeit also weder in die Zukunfts- noch in die Vergangenheitsrichtung einen Grenzpunkt.[12] Eine solche Existenz, die weder Anfang noch Ende hat, scheint schwer vorstellbar. Sobald Leben durch einen Anfangspunkt begrenzt ist, muss es dies auch durch einen Endpunkt sein – und umgekehrt.

Die *Tatsache* dieser Grenzpunkte haben alle Subjekte gemein, auch wenn der jeweilige *Zeitpunkt* ihres Erreichens höchst individuell ist. Ergo meint Endlichkeit des Lebens, »daß vor unserer Geburt selbstverständlich schon Leben bzw. der Wirklichkeitsraum gegeben war, in den unser Leben getreten ist, und auch nach unserem Lebensende das Leben, dessen Form das unsere angehört, weitergehen wird. Das Leben vor unserem Lebensanfang ist auf die einfachste Weise repräsentiert durch unsere Eltern, das nach unserem Lebensende durch das Leben unserer Kinder. Denn wie es schon biologisch verständlich ist, daß unsere Eltern vor uns lebten, so gehört es schon zum biologischen Wesen der Nachkommenschaft, daß sie die Elterngeneration überlebt.«[13] Die einmalige und begrenzte Lebenszeit, die dem einzelnen Individuum zur Verfügung steht, wirkt gemessen an einer scheinbar dauerhaften *Weltzeit*[14] nur wie ein winziger, kaum sicht-

9 C. Schües (2008), S. 14.
10 U. Oevermann (1995), S. 62.
11 Vgl. ebd., S. 34.
12 Vgl. ebd.
13 Ebd., S. 34 f.
14 Vgl. H. Blumenberg (1986).

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

barer Ausschnitt. Gleich wie viele Jahre sie beträgt, erscheint die eigene Lebenszeit, so könnte man prägnant schlussfolgern, lediglich als eine kurze Unterbrechung des ›Urzustandes‹ der Nichtexistenz. »Früher war ich tot, jetzt bin ich kurz da, und bald bin ich wieder tot, aber dann endgültig«, fasst der niederländische Biologe Midas Dekkers diese Vorstellung zusammen.[15]

Neben ihrer Irreversibilität besteht eine weitere Gemeinsamkeit von Geburt und Tod darin, dass es sich hierbei um zwei Ereignisse handelt, an die sich derjenige, dem sie ›widerfahren‹, nicht selbst aktiv *erinnern* kann. Von seiner Geburt erfährt man nur durch die Erinnerungen und durch die darauf basierenden Erzählungen anderer. Eltern berichten ihren Kindern von diesem besonderen Tag sowie von den jeweiligen ›Begleitumständen‹, die sich kurz vor bzw. kurz nach der Entbindung ereignet haben. Möglicherweise werden solche Erzählungen unterstützt von diversen Fotografien, die nur wenige Augenblicke nach Durchtrennung der Nabelschnur entstanden sind.[16] Bestimmte ›Fakten‹ rund um unsere Geburt wie z. B. der exakte Zeitpunkt, Gewicht und Körpergröße oder mögliche Auffälligkeiten werden dokumentiert und lassen sich später einsehen. Es sind Daten, denen man wohl mehr oder minder vertrauen muss. Durch Zahlen und Erzählungen lassen sich zwar gewisse Vorstellungen von jenem Ereignis gewinnen, dennoch wird niemand seriöse *eigene* Erinnerungen an seine Geburt liefern können.

Ähnliches gilt für den Tod. Banalerweise impliziert jemand, der sich an etwas (zurück-)erinnert, dass er (noch) am Leben ist. Und erinnern kann man sich *selbst*, wenn überhaupt, nur an das, was man einst persönlich *erfahren* hat. Den eigenen Tod aber kann keiner auf diese Weise wahrnehmen. Niemand, der am Leben ist, wird glaubhaft von sich behaupten können, er wisse, wie es ist, tot zu sein. Subjektiv empfinden kann der Sterbende höchstens die leiblichen ›Vorzeichen‹ seines herannahenden Lebensendes (z. B. die oftmals damit verbundenen Schmerzen), den Tod selbst als vollzogenen

15 M. Dekkers (2001), S. 65.

16 Zuweilen entscheiden sich werdende Mütter sogar dazu, während der Geburt gefilmt zu werden. (Zur Funktion solcher *außeralltäglichen* Aufzeichnungen siehe Kapitel 6.3.)

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

Übergang allerdings nicht – da mit ihm jedes Bewusstsein (vermutlich) erlischt. »Der Übergang zum Nichtmehrdasein hebt das Dasein gerade aus der Möglichkeit, diesen Übergang zu erfahren und als erfahren zu verstehen.«[17] Dass ›der Tod zum Leben gehört‹, ist eine allseits bekannte Weisheit. Aber ist er tatsächlich auch ein *Teil* des Lebens? Müsste man nicht vielmehr mit dem griechischen Philosophen Epikur festhalten: »Wenn wir da sind, ist der Tod nicht da, aber wenn der Tod da ist, sind wir nicht mehr«?[18] So betrachtet, erscheint auch die Formulierung ›den Tod erleben‹ sinnwidrig.

Darum ist in diesem Zusammenhang eine Unterscheidung zwischen dem Zustand des *Todseins* und dessen vorausgehenden *Sterbevorgang* angebracht. »Der Tod ist nicht wahrnehmbar. Er kennt keine Gefühle, kein Wissen, keinen Schmerz, kein Leid. An die Stelle des Todes aber tritt das *Sterben*.«[19] Während der Sterbeprozess einer zeitlichen Begrenztheit unterliegt, ist der eingetretene Todeszustand von grenzenloser Dauer. Niemand ist ›vorläufig‹ tot. Und somit bedarf es eben auch in diesem Falle der anderen, die sich an den Tod eines Nahestehenden erinnern, dem Verstorbenen diese Erinnerungen indes nicht mehr mitteilen können. Das subjektive Empfinden von Geburt und Sterben lässt sich also nie wieder vom betroffenen Individuum selbst kognitiv *rekonstruieren*. Auch ist der exakte Zeitpunkt beider Ereignisse nur mit ›relativer Sicherheit‹ von einem medizinischen Experten absehbar.[20]

Vor dem Hintergrund der bisherigen Ausführungen kann der gesamte Alterungsprozess (und hiermit sei nochmals ein Rückblick auf das letzte Kapitel erlaubt) als ein ›Weg‹ betrachtet werden, den das Individuum vom Anfangs- zum Endpunkt seiner Lebensspanne zurücklegt – der Abschnitt nämlich, der auf die Geburt folgt und dem Tod vorausgeht. Kurz gesagt: Wer lebt, der altert. Ein dreijähriges Kleinkind altert ebenso wie ein dreiundachtzigjähriger Rentner.[21]

17 M. Heidegger (2001), S. 237 f.
18 Zit. nach W. Brauner (2005), S. 1.
19 U. Beck (1997), S. 126.
20 Vgl. G. Lindemann (2002).
21 Es sind Begriffe wie *Entwicklung* oder *Reifung*, die man hingegen eher beim ›Altern‹ von Kindern und Jugendlichen verwendet. Körperliche Ausprägungen (Wachstum, Zunahme der Muskelmasse etc.) sind nicht im Rück- sondern noch im Aufbau.

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

Beide Individuen tun dies unter ihren jeweiligen bio-psychosozialen Bedingungen. In diesem Sinne kann also von einem *lebenslangen Altern* gesprochen werden. Mit jeder verstreichenden Sekunde kommt das alternde Subjekt seinem Lebensende um genau diese eine Sekunde *näher*. Jede verstreichende Sekunde bedeutet zugleich den *Verlust* einer Sekunde unserer Lebenszeit.[22] Leben heißt, dem Tode unaufhaltsam Schritt für Schritt näher zu kommen. – Ein Gedanke, der schon sehr alt ist und beispielsweise von Martin Heidegger in seinem Hauptwerk *Sein und Zeit* aufgegriffen wurde, indem er die Seinsweise des Menschen als ein »Sein zum Tode« definiert.[23] Demgemäß strebt alles Lebende zu seiner ›primären Bestimmung‹ – dem Tod.[24] Ist deshalb das gesamte Leben etwa als ein stückweises Sterben zu betrachten, wobei die Geburt den »Anfang des Sterbens« markiert?[25]

Die *soziale* Präsenz eines Menschen muss indes nicht zwangsläufig mit seiner *leiblichen* zusammenfallen. Meist geht sie der eigenen Geburt sogar schon voraus und besteht auch noch über den Tod hinweg. Bereits vor dem Zur-Welt-Kommen eines Kindes nimmt dieses eine wesentliche Rolle im Denken und Handeln seiner Eltern ein. (Genau genommen, kann bereits die Entscheidung zur Verhütung während des geschlechtlichen Aktes als erste Auseinandersetzung mit der Potenzialität des ›Dritten‹ verstanden werden.) Sie nehmen bestimmte Entscheidungen bezüglich des künftigen Lebens ihres Kindes schon einmal gedanklich *vorweg* und projizieren damit verbundene Zukunftsfantasien auf den noch ungeborenen Menschen. Dies ist etwa zu beobachten, wenn werdende Eltern schon lange vor der Niederkunft das zukünftige Kinderzimmer einrichten, Stofftiere und Kleidung kaufen, nach einem passenden Kinderwagen Ausschau halten, sich darüber Gedanken machen, welchen Lebensweg ihr Kind wohl später einmal einschlagen wird und welche vorsorg-

22 »In einer Uhr auf einem Kirchenportal steht geschrieben: ›Jede verwundet, die letzte tötet‹« (U. Beck 1997, S. 128).

23 M. Heidegger (2001), S. 252. – Von einem ›Sein zum Tode‹ sprach zuvor schon W. Dilthey (1970, S. 143), während G. Simmel (1999, S. 102) den Tod als Teil der »lebendigen Wirklichkeit« betrachtete. Und »schon Augustinus charakterisiert das menschliche Leben als ›Sterbeleben‹ oder ›Lebesterben‹« (A. Hahn 2002, S. 59).

24 S. Freud (vgl. 1975b) prägte in diesem Zusammenhang einst den Terminus des *Todestriebs*.

25 C. Schües (2008), S. 18.

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

lichen Entscheidungen hierfür *jetzt schon* getroffen werden können. Relevant für all jene Überlegungen dürfte zudem das erwartete Geschlecht des Ungeborenen sein.

Das Kind ›lebt‹ sozusagen schon in einer imaginierten Sozialität – und zwar dadurch, dass die Eltern (und andere Verwandte) sowohl innerhalb ihrer persönlichen Fantasie als auch in wechselseitiger Kommunikation untereinander auf das noch nicht zur Welt gekommene Kind Bezug nehmen. Fantasien hinsichtlich des *Namens*, den es bereits im ungeborenen Zustand ›informell‹ erhält, spielen dabei ebenfalls eine Rolle. Meist beruhen diese Fantasien auf ganz bestimmten Assoziationen: So ist die Namenswahl nicht selten ›vorbildorientiert‹ und eine Anlehnung an bedeutsame Personen, die diesen Namen bereits tragen bzw. einmal getragen haben. In einigen Familien besteht auch heute noch die Tradition, das Neugeborene nach einem bestimmten Familienmitglied wie etwa dem Vater (der Mutter), dem Großvater (der Großmutter) oder nach dem Taufpaten (der Taufpatin) zu benennen.

»Zu Toten gibt es kein soziales Verhältnis«, schreibt Wolfgang Sofsky.[26] Aber ist nicht selbst ein Verstorbener oftmals, so irreversibel der physische Tod auch ist, noch insofern sozial präsent und eben keineswegs irreversibel aus der Gemeinschaft ausgeschlossen, als er Menschen hinterlässt, die nach seinem Tode noch auf ihn Bezug nehmen (indem sie über ihn reden, sich dabei an ihn erinnern oder sich möglicherweise ausmalen, wie es ihm wohl im ›Jenseits‹ ergehen mag)? »Man ruft die Erinnerung an den Toten wach und pflegt, seiner gedenkend, Umgang mit ihm«, so Ariès.[27] In den Gedanken seiner Hinterbliebenen ›lebt‹ er gewissermaßen weiter. Der »Rekurs auf den Verstorbenen ist ein Rückgriff auf dessen soziale Persönlichkeit, und auch der Umstand, dass Verabschiedungs- und Begräbnisprozeduren den toten Körper an eine zentrale Position rücken, ändert nichts daran, dass hier das physiologische Substrat nur eine Stellvertreterposition besetzt.«[28] Dies offenbart sich beispielsweise in semi-kommunikativen Gedankenspielen, bei denen

26 W. Sofsky (2005), S. 88.
27 P. Ariès (1982b), S. 51 f.
28 T. Benkel (2008b), S. 137.

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

der Verstorbene zum Ratgeber und Tröster wird: Wie *hätte* er wohl in einer bestimmten Situation gehandelt? Was *wäre* seine Reaktion darauf gewesen? Was *hätte* er wohl dazu gesagt? Wie *hätte* er sich entschieden? ›Er hätte es so gewollt‹, ist oftmals zu hören, wenn einer der Hinterbliebenen dem Verstorbenen eine Entscheidung abgenommen hat (bzw. aus evidenten Gründen abnehmen musste).[29]

»Indem die Toten im Gedächtnis der Angehörigen überleben, verfügen sie über eine soziale Identität, die abgekoppelt ist von der Gleichzeitigkeit konkreter Handlungen. Wenn es einleuchtet, dass Gedanken und Emotionen auf Mitmenschen bezogen werden können, ohne dass diese den Impulsen eine Antwort geben (oder sogar ohne dass sie bemerken, Zielscheibe entsprechender *innerer Handlungen* zu sein), und wenn dieses Tun im Einklang mit Webers Handlungstheorie als *soziales Handeln* qualifiziert werden kann, dann kann auch Verstorbenen über das physische Ende hinaus eine soziale Präsenz nicht abgesprochen werden.«[30] ›Posthumes Altern‹ im sozialen Sinne würde wiederum bedeuten, dass der Leichnam nicht nur unter biologischem Gesichtspunkt ›vergeht‹, sondern dass eben auch die soziale Präsenz des Verstorbenen durch das stückweise ›Verblassen‹ der Erinnerung an ihn, durch das ›Nachlassen‹ seiner Relevanz im Alltagsdenken und -handeln der Hinterbliebenen, mal schneller und mal langsamer schwindet. – Ein ›sozialer Tod‹ also, der dem leiblichen Verstorbensein erst mit mehr oder minder großer Verzögerung folgt.

Während der Verstorbene im Laufe seines Lebens bereits eine *Personalisierung* erfahren hat, erhält das noch ungeborene Kind erste Ansätze einer (gedanklich vorweggenommenen) Personalisierung einzig über Zukunftsfantasien und daran anschließende Handlungen anderer. Alles, was diesbezüglich kommuniziert wird, beruht auf *Erwar-*

29 Neben dem Reden *über* ihn kann auch das ›Reden‹ *mit* dem Toten (beispielsweise am Grab) ein Weg sein, die unumkehrbare körperliche Trennung zu verarbeiten und ihn in dieser imaginierten Kommunikation präsent zu halten. Manche Hinterbliebene versuchen sogar durch spirituelle Rituale ›Kontakt‹ mit dem Toten aufzunehmen, oder sie wenden sich hierfür an ein so genanntes *Medium*. Andere wiederum meinen, in zufälligen oder als ›schicksalhaft‹ empfundenen Ereignissen, die ihnen zustoßen, eine Botschaft des Verstorbenen zu erkennen (vgl. R. Moody, 1994).

30 T. Benkel (2008b), S. 146.

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

tungen, gerichtet auf die Sphäre der noch offenen Möglichkeiten. Wem mag das Kind wohl später einmal am ähnlichsten sehen? Welche Interessen wird es vertreten, welchen Beruf ergreifen? Die Kommunikationsweisen der Angehörigen eines Verstorbenen beziehen sich indessen auf die *entgegengesetzte Zeitrichtung* – auf das, was geschehen ist, auf die Sphäre der bereits vollzogenen (und damit unumkehrbaren) Wirklichkeit. Das Bild, das sie vom Verstorbenen haben, speist sich deshalb aus Erinnerungen an unterschiedliche Erlebnisse, Wünsche, Hoffnungen und »Austauschmomente in der gemeinsamen Vergangenheit«.[31] Es sind die Kommunikationsweisen der anderen, die – egal ob über den *Noch-nicht-Geborenen* oder den *Nicht-mehr-Lebenden* – die Spanne eines endlichen Lebens gewissermaßen durchbrechen und die Differenz zwischen leiblichem und sozialem ›Leben‹ bzw. ›Sterben‹ deutlich machen.

4.3 Das Wissen von der eigenen Endlichkeit

»*Nicht eigentlich der Tod,*
sondern das Wissen vom Tode ist es,
das für Menschen Probleme schafft.«

(Norbert Elias)

Ein signifikanter Unterschied des Menschen gegenüber den subhumanen Gattungen liegt darin, dass er für die Endlichkeit seines Lebens ein *Bewusstsein* hat. »Man kann sogar sagen, daß sich erst im Bewußtsein dieser Endlichkeit des eigenen Lebens das Subjekt als Subjekt endgültig konstituiert.«[32] Das Wissen vom Lebensende setzt zugleich ein *Zeitbewusstsein* voraus. Umgekehrt ließe sich wiederum formulieren: Ein Zeitbewusstsein setzt ein Endlichkeitsbewusstsein voraus. Beides bedingt einander. Vergänglichkeit ist also notwendig dafür, dass wir die Dauer von etwas überhaupt messen können. Und

31 Ebd., S. 131.
32 U. Oevermann (1995), S. 34.

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

die Dauer von etwas zu bestimmen heißt wiederum, zeitlich begrenzte Handlungsabläufe miteinander in Beziehung zu setzen. Da subhumane Gattungen über ein solches Zeitbewusstsein nicht verfügen, können sie auch die eigene Sterblichkeit nicht antizipieren.

Das Wissen um die Begrenztheit des eigenen Daseins lässt unser künftiges Denken und Handeln, die Art und Weise unserer Lebensführung keineswegs unberührt. Der Tod »begrenzt, d. h. er formt unser Leben nicht erst in der Todesstunde, sondern er ist ein formales Moment unseres Lebens, das alle seine Inhalte färbt: die Begrenztheit des Lebensganzen durch den Tod wirkt auf jeden seiner Inhalte und Augenblicke vor; die Qualität und Form eines jeden wäre eine andere, wenn er sich über diese immanente Grenze hinaus erstrecken könnte.«[33] Insofern ist der Tod für uns, mit den Worten von Paul Ludwig Landsberg gesprochen, »anwesend in Abwesenheit«.[34] Das Bewusstsein von der Endlichkeit des eigenen Lebens lässt sich nicht ›wegdenken‹, es ist sozusagen ein Schicksal, das uns begleitet und mit dem wir buchstäblich ›leben‹ müssen. Fraglich ist nur, in welchen Situationen wir dieses Bewusstsein aktivieren.

Ein wesentliches Ereignis hierfür ist *der Tod des Anderen*. »Wenn wir den Tod befürchten, so ist es nicht unser eigener Tod, den das Bewusstsein erfasst. Wir kennen lediglich den Tod der anderen und vom eignen nur die Angst, ihm gegenüberzustehen.«[35] Damit sollen zunächst weniger die Tode gemeint sein, von denen die Massenmedien tagtäglich zu berichten wissen – es sei denn, man hat zu diesen Verstorbenen eine *persönliche Beziehung* bzw. kann sich mit ihnen aus bestimmten Gründen *identifizieren*. Ausschlaggebend hierfür ist vor allem die Frage, *wo* sich der Tod, dessen Berichterstattung über unseren Bildschirm flimmert, letztendlich ereignet hat, bzw. welcher Nationalität die Todesopfer angehören. Die Nachricht, dass bei einem Flugzeugabsturz über dem Atlantik auch ein Dutzend deutsche Passagiere ums Leben kamen, scheint hierzulande für die Medien und deren Rezipienten nicht ohne Belang. Ähnliches gilt z. B. für die Berichterstattung von *Amokläufen*: Für die Rezeption vieler Deutscher

33 G. Simmel (2001), S. 83.
34 P. L. Landsberg (1973), S. 14.
35 J. Ziegler (1977), S. 23.

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

spielt es dabei eine wesentliche Rolle, ob ein solcher Vorfall etwa in den USA oder eben im eigenen Land geschah. Letzteres würde wohl mit wesentlich höherer Aufmerksamkeit und Bestürzung verfolgt werden – auch wenn die deutschen Opfer zuvor noch genauso wenig für die eigene Lebenswelt relevant waren wie jene in den Vereinigten Staaten. Trotz einer persönlichen Distanz wird der Tod, vollzieht er sich auf diese Weise im eigenen Land oder trifft es schlichtweg einen ›Landsmann‹, in die Nähe gerückt. Hierdurch nämlich erhöht sich das Identifikationspotenzial der Opfer, was möglicherweise folgendem Gedankengang ähnelt: ›Das Unglück ereignete sich in einer deutschen Stadt. (Die Opfer sind Deutsche.) Auch ich lebe in einer deutschen Stadt. (Auch ich bin Deutscher.) Es könnte also auch hier geschehen und *ich* könnte unter den Opfern sein – oder es könnte einen Freund bzw. einen Verwandten von mir treffen.‹

Doch so schockierend und dramatisch sie zuweilen auch sind, durch ihre räumliche und ›soziale‹ Entfernung erscheinen die tagtäglichen ›Bildschirmtode‹ wohl etwas zu abstrakt, als dass wir uns aktiv mit ihnen auseinandersetzen (müssen). »Abseits der subjektiven Betroffenheit ist der Tod im Denken des Alltags eine objektive Angelegenheit. […] Die soziale Welt bleibt für das unbeteiligte Subjekt intakt, während sie für andere ins Wanken gerät, aber das gilt nun einmal als der ›Gang der Dinge‹.«[36] Anders verhält es sich hingegen mit dem Tod derer, zu denen wir in einer persönlichen Beziehung stehen, z. B. der Tod naher Verwandter.[37] Im Laufe seines Lebens wird sich kaum jemand dieser Erfahrung entziehen können. Es mag darüber gestritten werden, inwieweit jener Verlust nun als ›Vorbote‹ für den *eigenen* Tod gesehen werden kann. Oftmals scheinen dabei trostspendende Redewendungen zu helfen: ›Jeder muss irgendwann einmal gehen‹; ›Das ist der Lauf der *Natur*‹; ›So ist das nun einmal…‹

36 T. Benkel (2008b), S. 138.

37 A. Hahn (2002, S. 61 f.) macht auf »viele empirische Recherchen« aufmerksam, die zeigen, »daß die Bedeutung, die der Tod für den einzelnen annimmt (soweit diese darüber sprechen) von zahlreichen Bedingungen abhängt, die sich aus dem metaphysischen Charakter des Todes als solchem keinesfalls zwingend ergeben. So intensiviert sich das Bewußtsein der Präsenz des Todes z. B., wenn jemand eine Situation akuter Todesgefahr erlebt hat oder beim Tod naher Angehöriger zugegen war, wohingegen theoretisch vermittelte Erfahrungen diesbezüglich von geringerer Wirkung zu sein scheinen.«

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

Aber was das Lebensende eines nahen Verwandten unmissverständlich verdeutlicht, ist die Tatsache, dass der Tod eben nicht allein in der Welt des Fernsehens, der Tagesblätter oder des Internets ›zuschlägt‹, sondern auch im nahesten Umfeld und somit früher oder später bei einem selbst. Insofern wird der Tod des Nahestehenden also doch gewissermaßen zu einem *memento mori*[38]– eine Erinnerung an die *eigene Sterblichkeit*.[39] »Mein Bewußtsein macht nie die Erfahrung des Todes, aber es lebt ein Leben lang mit einer empirischen Gestalt des Todes, wie sie von einer bestimmte Gesellschaft mit dem allmählichen Hinscheiden ihrer Mitglieder geprägt wird.«[40] Und so erfährt man sich »in der Sozialwelt […] – durch den Tod der anderen – als endlich gegenüber einer dauerhaften Weltzeit.«[41]

Wie intensiv wir den Tod eines anderen als Hinweis auf die eigene Sterblichkeit wahrnehmen, hängt nicht zuletzt davon ab, wie nahe wir dem Verstorbenen standen, unter welchen Umständen er gestorben ist, in welchem kalendarischen Alter er starb und in welchem Alter wir uns derzeit selbst befinden. Wer auf einem Friedhof an den Gräbern entlangläuft oder einen Blick auf die Todesanzeigen[42] in der Zeitung wirft, der dürfte – neben der Frage, ob er den jeweiligen Verstorbenen kennt bzw. gekannt hat – vor allem an den Geburts- und Todesdaten der Personen interessiert sein (um daraus auf die Anzahl der erreichten Lebensjahre zu schließen und sie mit dem eigenen Alter zu vergleichen). »Ist jemand aus meinem Jahrgang verstorben oder gar noch jünger gewesen als ich, dann überkommt mich ein leiser Schauer, und ein dumpfes Gefühl der Angst kriecht in mir hoch.«[43] – Auch wenn einem der Name des Toten zum ersten Mal begegnet.

38 ›Gedenke, dass du sterben musst.‹

39 Über dieses ›Mahnzeichen des eigenen Todes‹ schreibt N. Elias (1990, S. 17): »Der Anblick eines Sterbenden rüttelt an der Fantasiewelt, die Menschen wie eine Schutzmauer gegen den Gedanken des eigenen Todes aufzubauen neigen. Die Selbstliebe flüstert ihnen zu, sie seien unsterblich. Allzu nahe Berührung mit Sterbenden bedroht diesen Wunschtraum.«

40 J. Ziegler (1977), S. 23.

41 K. Beck (1994), S. 96.

42 Vgl. B. Hosselmann (2003); P. Möller (2009); K. Sykora (2009), S. 217 ff.

43 H. Mader, zit. nach N. Fischer (1997), S. 140.

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

Es geht weniger um die Frage, *ob* man selbst und seine Mitmenschen jemals sterben müssen, sondern vielmehr darum, *wann* und unter welchen Umständen dies geschehen wird – und wie viel Lebenszeit bis dahin noch zur Verfügung steht: *Mors certa, hora incerta.*[44] Eine Vorstellung von der eigenen Endlichkeit kann man sich also nur machen, indem man sich den Tod des *Anderen* vergegenwärtigt (und man möchte fragen: Wie auch sonst?). Heidegger relativiert den Ausdruck ›Todesgewissheit‹ insofern, als es sich hierbei streng genommen ›nur‹ um eine *empirische* Gewissheit handeln könne. »Sie bleibt notwendig hinter der höchsten Gewissheit zurück, der apodiktischen, die wir in gewissen Bezirken der theoretischen Erkenntnis erreichen.«[45]

Zwar lässt sich (wie eingangs festgestellt) die Todesgewissheit nicht *wegdenken*. Andererseits aber kann sich wiederum niemand selbst als *tot denken*,[46] weil diese Imaginationsleistung das Vorhandensein eines subjektiven Bewusstseins voraussetzt, welches dagegen durch den *Inhalt* der Imagination – nämlich tot zu sein – zugleich *negiert* würde.[47] Die aus dieser Paradoxie abgeleitete Frage müsste nun lauten: Wie können wir ein Wissen vom eigenen Tod haben, wenn doch der Zustand des Totseins jenseits all unserer sinnlichen Erfahrbarkeit liegt?[48] – Anders als beim *Sterben*: »Letzteres ist ein Vorgang, der, obgleich er am Ende des Lebens stattfindet, zum Leben selbst gehört und mit einer Form von Wissen oder Bewusstsein verbunden sein mag, während das Totsein vielleicht mit einer ›dauerhaften Bewusstlosigkeit ohne Wiedererwachen‹ verglichen werden könnte.«[49] Selbst den Tod des Anderen ›erfahren‹ wir nicht im buchstäblichen Sinne, »sondern sind höchstens immer nur ›dabei‹.«[50] Und so wäre es an dieser Stelle doch sicher interessant zu fragen: Wovor fürchtet sich jemand, wenn er sagt, er habe *Angst vor dem Tod*?

44 ›Der Tod ist gewiss, ungewiss ist nur die Stunde.‹
45 M. Heidegger (2001), S. 257.
46 Vgl. H. D. Bahr (2002); V. Jankélévitch (2005).
47 So bemerkt auch S. Freud (1982a, S. 49), dass »der eigene Tod […] ja auch unvorstellbar [ist], und sooft wir den Versuch dazu machen, können wir bemerken, daß wir eigentlich als Zuschauer weiter dabeibleiben.«
48 Vgl. W. Brauner (2005), S. 1.
49 Ebd., S. 6.
50 M. Heidegger (2001), S. 238.

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

Jemand, der Angst vor dem Sterben hat, meint damit wohl in erster Linie die mit diesem Geschehen einhergehenden leiblichen Qualen. Doch wie verhält es sich mit dem Tod, den man nicht fühlen, nicht sehen, nicht *greifen* kann? Eine Möglichkeit, dem Tode gewissermaßen eine ›greifbare Gestalt‹ zu verleihen, besteht darin, ihn zu *personifizieren*: Häufig wurde und wird er, unter anderem in vielen Gemälden, durch ein Skelett symbolisiert. Der allseits bekannte ›Sensenmann‹, der mit jenem Werkzeug in den Händen und mit einem Umhang bekleidet, die Menschen ›holt‹, treibt schon seit dem Mittelalter sein Unwesen.[51]

Im Vergleich zu präindustriellen Gesellschaften, wo der Tod in allen Altersstufen real allgegenwärtig und in diesem Sinne ›vertrauter‹ war – Ariès spricht hierbei vom »gezähmten Tod«[52] –, ist er heute doch zunehmend ein Phänomen des hohen Alters geworden. Mit der vielzitierten ›jugendlichen Unbekümmertheit‹ scheint der Gedanke an ihn dagegen schwer vereinbar. Schon die normativen Lebenslaufvorstellungen verdeutlichen dies. Gestorben wird ihnen zufolge erst, nachdem man alle Stufen der ›Lebenstreppe‹ bis zum Scheitelpunkt hinauf und schließlich wieder zum Erdboden (angekommen als Greis) hinab gestiegen ist. Im Zuge von Industrialisierung und Urbanisierung wurde der Tod mehr und mehr aus dem Blickpunkt einer breiten Öffentlichkeit gerückt. Vor allem in Großstädten, in denen die Einwohner im Vergleich zu kleineren Ortschaften verhältnismäßig anonym leben, wird er vielmehr zu einer privaten Angelegenheit, an der häufig nur die engsten Verwandten und Bekannten partizipieren. Die übrige Gesellschaft dagegen legt »keine Pause mehr ein. […] Das Leben der Großstadt wirkt so, als ob niemand mehr stürbe«.[53] Auch wenn prinzipiell jeder neu begon-

51 Doch nicht immer verbreitet er dabei Angst und Schrecken: Vor allem in diversen Comics wird der Sensenmann auf humoristische Weise inszeniert und ›auf die Schippe genommen‹. Auch das kann eine Umgangsform mit der Todesangst sein.

52 P. Ariès (1982a), S. 42.

53 Ebd., S. 716. – Was nicht bedeutet, dass der Tod *vollkommen* aus dem Alltag verbannt wird. Jemand, der ihm aufgrund einer unheilbaren Krankheit oder wegen hohem Alter offenbar sehr nahe steht, wird ihn in sein alltägliches Denken wohl weitaus häufiger miteinbeziehen. Selbiges gilt beispielsweise für die Nahestehenden eines Komapatienten oder für Menschen, deren Beruf den Kontakt mit Toten oder Sterbenden impliziert.

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

nene Tag zugleich der letzte sein könnte, eine zumindest theoretische Todesgefahr also jederzeit allgegenwärtig zu sein scheint, ist die omnipräsente Potenzialität des Todes aus dem Alltagsdenken doch weitgehend zurückgedrängt. Der Tod kann »trotz seiner Gewissheit aus dem individuellen Bewusstsein an einen Ort verbannt werden, der außerhalb des Vollzugs unserer Alltagswirklichkeit liegt.«[54] Dies wird vor allem dann deutlich, wenn Menschen bestimmte Handlungen vollziehen, obwohl sie sich ihrer lebensbedrohlichen Konsequenzen und Gefahren bewusst sind oder auf diese sogar direkt hingewiesen werden. Es ist fraglich, inwieweit es einen Zigarettenkonsumenten von seinem täglichen Tabakgenuss abhält, wenn er da auf der Verpackung liest, dass ›Rauchen tötet‹. Ebenso scheint das Wissen von der Möglichkeit und den fatalen Konsequenzen eines Autounfalls nicht daran zu hindern, tagtäglich in ein solches Gefährt zu steigen, nur um schneller und bequemer von A nach B zu kommen. Das unten abgebildete Schild führt diese Konsequenzen unmissverständlich vor Augen.

Memento mori an einer Landstraße; aus C. Aka (2007), S. 18.

54 H. Lauter (2004).

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

Einige Menschen gehen darüber hinaus bewusst riskanten Hobbys nach – wie beispielsweise Bungeejumping, Fallschirm- oder Klippenspringen. Gerade dieses Risiko, der ›Thrill‹, eine *Angstlust*[55] sozusagen, dürfte ein entscheidendes Motiv sein, welches sie zu solchen Aktivitäten führt. Doch auf der anderen Seite ist eine weitgehende Verdrängung der alltäglichen Todesgefahr sogar *Voraussetzung* für einen möglichst ›störungsfreien‹ Vollzug des alltäglichen Lebens. »Das Grauen vor dem eigenen Tode […] muß wenigstens so gemildert werden, daß es nicht die kontinuierliche Routine des Alltagslebens lähmt.«[56] Jemand, der aus lauter Besorgnis, Opfer irgendeiner potenziellen Gefahrenquelle zu werden, seine Wohnstube nicht mehr verlässt oder sich gar in dieser einsperrt, dessen Handeln würde man darum wohl als *pathologisch* bezeichnen und ihm möglicherweise eine ›Angststörung‹ attestieren.[57]

Der eigene Tod wird gedanklich also ins hohe Alter verschoben und das Sterben der anderen vollzieht sich zudem weniger denn je im Kreise der Familie, sondern wird »in die sterile Welt des Krankenhauses verlagert«.[58] Wir leben damit in einer Gesellschaft, in der die Wahrscheinlichkeit einer unfreiwilligen *leibhaftigen Begegnung* mit einem Leichnam so gering ist wie nie zuvor.[59] Dieser wird letztlich auf dem Friedhof beigesetzt – einem Ort, der in der Regel abseits unseres alltäglichen Handlungsraumes liegt.[60] So »kann der Tod in modernen Gesellschaften, in denen er zunehmend zum ausschließ-

55 Vgl. M. Balint (1999).

56 P. Berger/T. Luckmann (1969), S. 108 f.

57 Einige Menschen sind von einem solchen Leiden tatsächlich betroffen. Hier ist etwa an die so genannte ›Herzneurose‹ zu denken. Typischerweise vermeiden Herzneurotiker all jene Situationen, von denen sie befürchten, dass sie eine lebensbedrohliche (Herz-)Belastung darstellen. Die Angst kann mitunter soweit führen, dass die Betroffenen darum ihre eigenen vier Wände nicht mehr verlassen (vgl. H. E. Richter/D. Beckmann 2003).

58 H. Lauter (2004).

59 Zugleich aber leben wir auch in einer Gesellschaft, in der sich der Tod wiederum durch Medien wie Fernsehen, Videospiele, Zeitung oder Internet besonderer Aufmerksamkeit erfreut (vgl. T. Macho/K. Marek 2007). Der Faszinations- und Sensationseffekt des ›medialen Todes‹ steht im Kontrast zu dem ansonsten hervorgerufenen Schrecken und der Grausamkeit, sobald man ›real‹ und ›unmittelbar‹ von ihm (mit-)betroffen ist.

60 Sofern man nicht gerade den Beruf des Totengräbers (oder Ähnliches) ausübt.

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

lichen Handlungsfeld für berufsmäßig damit befaßte Spezialisten wird, kaum noch das alltägliche Realitätsbewußtsein prägen, wie dies in den meisten vormodernen Gesellschaften der Fall ist. Nicht zuletzt die veränderten demographischen Bedingungen und die Erhöhung der mittleren Lebenserwartung führen dazu, daß man den Tod von Bezugspersonen erst in relativ hohem Alter erfährt, den Tod der Eltern z. B. erst dann, wenn man sich innerlich bereits stärker von ihnen gelöst hat.«[61] Und die Notwendigkeit der Loslösung von den Eltern ist vor allem dann besser verkraftbar, wenn die Söhne bzw. Töchter selbst eine eigene Familie haben, innerhalb derer sie die Rollen spielen, die einst ihre Eltern für sie gespielt haben.

Mittels technischer Innovationen ist es gelungen, lebensbedrohliche Gefahrenquellen früherer Gesellschaften in hohem Maße zu eliminieren. Durch neue medizinische Erkenntnisse können damalige ›unheilbare‹ Krankheiten heute erfolgreich behandelt oder gar von vorn herein präventiert werden. Nicht zuletzt deshalb stellt sich die Frage, inwieweit der Tod in der modernen Gesellschaft überhaupt noch ›verdrängt‹ werden *muss*.[62] Doch ist es gewiss nicht so, dass sich die Todesgefahr *gänzlich* in ein hohes Lebensalter verabschiedet hat. Auch wenn sich dies im Alltagsbewusstsein etabliert zu haben scheint. ›Gestorben wird *immer*‹ – und in *jedem* Alter.

Wo ehemals lebensbedrohliche Gefahrenquellen beseitigt wurden, dort sind neue entstanden. Gerade technische Revolutionen, etwa im Bereich des Verkehrswesens, haben hierzu beigetragen. Züge können entgleisen, Flugzeuge abstürzen, Schiffe sinken und Autos ineinander krachen. Auch wenn in den letzten Jahren sicherlich viel Geld und Arbeit investiert wurde, um das Verkehrswesen im Allgemeinen sicherer zu machen, reißt die Serie von Berichterstattungen über tödliche Zugunglücke, Flugzeugabstürze und vor allem Autounfälle dennoch nicht ab.[63] ›Moderne Technik‹ ist in diesem Sinne ambivalent zu betrachten: Gleichermaßen kann sie Gefahren*schutz* und Gefahren*herd* sein. ›Atomare Bedrohung‹ und ›Klimakatastro-

61 A. Hahn (2002), S. 55 f.

62 Vgl. ebd., S. 89.

63 In einer Fußnote stellt N. Elias (1990, S. 50) die Vermutung an, dass es möglicherweise »weniger Verkehrsunfälle in der Gesellschaft [gäbe], wenn man ihn [den Tod] nicht ganz so weit von sich weisen würde«.

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

phe‹ sollten als weitere Stichworte genügen. Und so kommt Horst Eberhard Richter in seinem bekannten Werk *Der Gotteskomplex* zu der Annahme, dass wir nicht zu viel, sondern stattdessen *zu wenig* Angst haben, weil wir uns mehr oder minder darauf ›verlassen‹, dass es uns immer wieder von neuem gelingen wird, eine moderne Technik zu entwickeln, die die aktuell kursierende Angst – vor welcher empfundenen Bedrohung auch immer – delegitimiert.[64]

Auch stößt die Medizin bei der Behandlung bestimmter Krankheiten wie etwa Krebs, wovon Menschen *jeden Alters* betroffen sind, trotz verbesserter Möglichkeiten und einer gewissen Erfolgsquote (noch) an ihre Grenzen. Solche lebensbedrohliche Körperleiden und Unfälle zählen damit wohl zu den häufigsten Todesursachen derer, die nicht erst im hohen Alter sterben. Ergänzen ließe sich dies um die verheerenden Folgen von Naturkatastrophen. Berichterstattungen von Überflutungen, Stürmen oder Erdbeben fehlen in kaum einem Jahresrückblick. Darüber hinaus darf nicht vergessen werden, dass sich etliche (Selbst-)Morde ereignen. Es ist vor allem der Tod jüngerer Menschen, der mit all seiner Erbarmungslosigkeit offenbart, dass eben auch ein solches Lebensalter vor seiner dauerhaften potenziellen Gefährdung nicht geschützt ist, dass es also in der Tat *jeden* treffen kann.

Das Wissen von der Sterblichkeit unterscheidet uns zwar, wie erwähnt, von den subhumanen Gattungen, doch handelt es sich dabei keineswegs um ein angeborenes, apriorisches Bewusstsein. Ebenso wie das *Zeitbewusstsein* ist auch das daran gekoppelte Endlichkeitsbewusstsein Resultat eines *primärsozialisatorischen* Prozesses – entgegen der Annahme von Max Scheler, wonach die ›Todesgewissheit‹ intuitiv gegeben und sozialisationsunabhängig sei.[65] Kinder werden oftmals schon sehr früh mit dem Tod konfrontiert, wenn etwa ein nahes Familienmitglied stirbt. Seine Bedeutung und zwangsläufige Konsequenz lernen sie aber erst im Laufe ihrer Entwicklung zu verstehen. »Für die Kinder selbst ist der Tod kein Problem. Kinder unter 5 Jahren verstehen nicht, was es mit dem Tod auf sich hat. Eine solche Negation des Lebens geht über ihre Vorstellungskraft

64 Vgl. H. E. Richter (1979).
65 Vgl. W. Fuchs (1969), S. 116 f.

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

hinaus. Mit 5-6 Jahren werden die Vorstellungen vom Tode mit bestimmten Bedeutungen verbunden, die allerdings nicht richtig sein müssen, mit 8 oder 9 Jahren werden die Vorstellungen vom Tode realistischer.«[66] In jenem Alter beginnen Kinder gewöhnlich, die Unausweichlichkeit, Endgültigkeit und Unumkehrbarkeit des Todes zu begreifen. Diese Realisierung kann zugleich als eine dem Leben immanente *Traumatisierung* verstanden werden, die sich nicht vermeiden lässt – im Gegensatz zu anderen zumindest potenziell vermeidbaren Traumatisierungen.

Die als *Skandalon* empfundene Realität, selbst nur ein kleiner sterblicher Teil der Welt zu sein und dieser Sterblichkeit ohnmächtig gegenüberzustehen, kollidiert mit teilweise noch präsenten kindlichen Omnipotenzfantasien. »Im gewöhnlichen Leben und auch gerade in der Depression«, schreibt der Philosoph Ernst Tugendhat in seiner kurzen Abhandlung *Über den Tod*, »neigt jeder dazu, sich als Universum zu sehen, aber es ist ein Irrtum: Ich bin *in* der Welt, diese ist das Universum, und ich nur eine Partikel. Der Tod und schon das Altern enthalten die Chance, diesen Irrtum einzusehen und sich gewissermaßen innerhalb des Theaters auf die Seite zu stellen, aus dem Zentrum heraus.«[67] Das Kind lernt allmählich zu verstehen, dass Älterwerden nicht nur bedeutet, ›größer‹ zu werden, um schließlich eines Tages ›erwachsen‹ zu sein, sondern dass jeder, der altert (was für alle Lebewesen gleichermaßen gilt) irgendwann einmal sterben muss – und dass dieses Sterben ein *endgültiges* Sterben ist.

Im Zuge einer solchen Traumatisierung wird dem Kind nicht nur die eigene Endlichkeit bewusst, es realisiert zugleich auch, dass eben mit großer Wahrscheinlichkeit seine Eltern lange vor ihm sterben werden. Diese Erkenntnis ist eine *unvermeidbare* Vergegenwärtigung. Oevermann bezeichnet die Mutter des Kindes in der Symbiose auch als das »personifizierte Versprechen«, dessen Inhalt es ist, dass sie immer *da* ist.[68] Das Kind übernimmt die Erwartung einer *dauerhaften* Präsenz, des ›Immer-Daseins‹ der Mutter. Aus seiner Perspektive

66 H. P. Tews (1971), S. 266.
67 E. Tugendhat (2006), S. 51.
68 Vgl. U. Oevermann (2007).

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

erscheint die Beziehung zu ihr als unkündbar.[69] Das Wissen vom sicheren Tode, der die Mutter eines Tages erreichen wird, führt das Kind wiederum zur Einsicht in die unumstößliche Tatsache, dass eben dieses Versprechen früher oder später gebrochen werden *muss*.

Der Tod ist die Krise des Lebens schlechthin und dennoch besteht ein Unterschied zu dem, was gewöhnlich unter einer Krise zu verstehen ist. Geht man von der Prämisse aus, dass sich eine Krise vor allem durch ihre *Unerwartbarkeit* auszeichnet, so dürfte dies für den Tod, welchen man ja in gewissem Sinne antizipieren kann, *nicht* zutreffen. Erfährt z. B. ein todkranker Patient von seinem Arzt, dass er in etwa drei Tagen sterben wird, so wäre es freilich nur ein schwacher Trost für ihn, würden wir mit folgenden Worten an sein Krankenbett treten: ›Aber warum grämst du dich denn so? Du hast doch ohnehin schon immer gewusst, dass du eines Tages sterben wirst…‹ Im Gegenteil: Eine solche Bemerkung würde sich wohl eher in negativer Form auf die Stimmung des Kranken auswirken und von ihm als überaus deplatziert empfunden werden. Statt einen Dank für unsere ›Aufmunterung‹ zu erhalten, müssten wir wohl viel eher damit rechnen, schleunigst aus dem Zimmer gebeten zu werden.[70] Die fraglose Gewissheit, dass der Tod *jeden* einholen wird, mildert nicht seine Wucht, wenn er im konkreten Fall eintritt oder zumindest unmittelbar bevorsteht.

Tatsächlich wird der antizipierte Tod erst dann zu einer Krise, wenn der genaue Zeitpunkt seines Eintreffens *einschätzbar* ist. Solange dies aber noch unklar ist, kann hier weniger von einer Krise gesprochen werden.[71] »Dass der konkrete Zeitpunkt des Lebensendes ungewiss ist […], übt eine Krisen eindämmende Funktion aus

69 Vgl. ebd. – Möglicherweise ist das auch ein Grund dafür, weshalb selbst erwachsene Menschen, die sich in ihrer krisenhaften Sterbestunde befinden (z. B. schwerstverwundete Soldaten im Krieg), häufig mit allerletzter Verzweiflung nach ihrer *Mutter* rufen. Das ist nicht einfach als Regression zu verstehen, sondern es zeigt sich hieran, dass während jener Krise, kurz bevor der antizipierte Tod eintritt, sich noch einmal der utopische Wunsch nach dem äußert, was in der mütterlichen Symbiose Tatsächlichkeit war: *Dauerhaftigkeit* (vgl. ebd.).

70 Vgl. ebd.

71 Dies ist eher dann der Fall, wenn man *plötzlich und unerwartet* in eine lebensbedrohliche Situation gerät, die sich nicht in die Alltagserfahrung integrieren lässt – z. B. wenn man auf einmal die Kontrolle über die Steuerung seines Autos verliert.

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

und überdeckt das abstrakte, subjektive Betroffenheitsgefühl.«[72] Daran ändert auch die Erkenntnis nichts, dass es wohl eines Tages einmal ›soweit‹ sein wird. Tritt eine Krise meist erst dann auf, wenn man mit etwas Unbestimmten konfrontiert wird und verschwindet sie in der Regel dann, wenn dieses Unbestimmte bestimmt werden kann, erhält die unmittelbare Todesantizipation in diesem Krisenmodell eine Ausnahmestellung. Hier verhält es sich nämlich genau umgekehrt: Die Krisenempfindung wird gerade erst angetrieben, wenn das Unbestimmte *genommen* wird. Erst durch seine Bestimmtheit – ›zum Zeitpunkt X werde ich sterben‹ – wird der (nun erwartbare) Tod zur Krise.[73]

Die Rede ist wohlgemerkt von Todes*antizipation*, nicht aber von Todes*gewissheit*. Auch wenn derjenige, der von einem Arzt erfährt, dass er wahrscheinlich nur noch kurze Zeit zu leben hat, in eine Krisensituation gerät, hat dies nicht zwingend zur Folge, dass er sich fortan seinem Tode ›widerstandslos‹ hingibt. Trotz des Expertenurteils kann auch hier die Devise ›Die Hoffnung *stirbt* zuletzt‹ im wahrsten Sinne des Wortes als ein letztes Aufbäumen gegen die Krise des Todes greifen. Überdies legen nicht wenige Menschen, die sich bereits mit der Unvermeidbarkeit ihres *unmittelbar* bevorstehenden Todes abgefunden haben, ein sehr überlegtes, rationales Verhalten an den Tag, welches ›von außen betrachtet‹ nicht zwingend auf eine Krise schließen lassen würde.

Resümierend soll zum Ende dieses Abschnitts nochmals auf die ambivalente ›Präsenz‹ des Todes im Bewusstsein von Sozialakteuren hingewiesen werden: Obwohl der Zustand des eigenen ›Todseins‹ schlichtweg *nicht vorstellbar* ist, liegt ein abstraktes *Wissen* von der Faktizität der persönlichen Endlichkeit vor – welches andererseits während des Vollzugs der alltäglichen Routinen einer mehr oder weniger ›stabilen‹ *Verdrängung* unterliegt.

72 T. Benkel (2008b), S. 148 f.
73 Vgl. Oevermann (2007).

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

4.4 Forever young?

»Denkst du, die Freude währt lang?
Du wirst fett und runzlig und alt werden
wie die anderen Weiber, die mit dir jung gewesen sind,
– ein altes Weib mit schlaffen Brüsten,
mit trocknem grauen Haar, zahnlos und von üblem Duft...«

(Arthur Schnitzler, ›Casanovas Heimfahrt‹)

Eine Auseinandersetzung mit der Endlichkeit richtet sich nicht nur auf die des *gesamten* Lebens. Auch sind es lebens*immanente*, immaterielle Güter, denen Menschen einen gewissen Wert beimessen. Wertvoll erscheinen sie ja gerade deshalb, *weil* man sie nicht alle *dauerhaft* haben kann. Ihrer Vergänglichkeit ist man sich bewusst, weshalb man diese Lebensgüter mehr oder minder schätzt und nicht selten denjenigen beneidet, der eines von ihnen besitzt, sofern man es zeitgleich nicht (mehr) selbst besitzt.[74]

Exemplarisch möchte ich mich im Folgenden mit dem vergänglichen Lebensgut der *Jugendlichkeit* beschäftigen.[75] Wodurch zeichnet sich derjenige aus, der es ›besitzt‹ und anhand welcher Indizien lässt sich erkennen, ob man es bereits ›verloren‹ hat? Mit den Schwierigkeiten, die sich einem unweigerlich stellen, wenn man bestimmen möchte, ab welchem Zeitpunkt Jugend (als Lebensphase zwischen Kindheit und Erwachsenenalter) bzw. Jugendlichkeit (in Abgrenzung zum ›Altsein‹) endet, hat sich das dritte Kapitel eingehend auseinander gesetzt. Der Kalender kann bei dieser Bestimmung hilfreich sein, allerdings ist sein Nutzen nur bedingt. Auch Personen im vielzitierten ›fortgeschrittenen Alter‹ können durchaus Lebenseinstellungen vertreten und Charaktermerkmale aufweisen, die andere als ›jugendlich‹ bezeichnen würden. In erster Linie ist es aber das sichtbare ›äußere‹ Erscheinungsbild, anhand dessen Menschen meinen, das Alter anderer einschätzen zu können. Schlicht deshalb, weil die körperliche Erscheinung des Anderen – im Unterschied zu sei-

74 Vgl. R. Haubl (2001), S. 207 ff.
75 Andere immaterielle Güter wären beispielsweise Gesundheit, Liebe, Glück etc.

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

nen subjektiven ›Einstellungen‹ – *direkt beobachtbar* ist. Und so macht sich der Zeitverlauf im sozialen Bereich vor allem an der wechselseitigen Erkenntnis der *Alterung des Körpers* fest.[76] Eine Möglichkeit, jugendlich zu wirken, bestünde etwa darin, sich ›jugendlich‹ zu kleiden, wobei dies wiederum auf andere skurril wirken könnte, sobald sie die Art der Körperbekleidung nicht (mehr) als stimmig mit dem restlichen Erscheinungsbild der Person empfinden.

Befragt nach ›typischen‹ sichtbaren *Alterszeichen*, wird der Alltagsmensch vermutlich zwei wesentliche Aspekte nennen können: Faltige Haut und lichter werdendes, ergrautes Haar. Im Umkehrschluss müssten sich ›jugendliche‹ Körpermerkmale aus der *Abwesenheit* dieser (Alters-)Erscheinungen ergeben: Straffe Haut und volles, farbiges Haar. Faltenbehandlungen (ob nun gleich in Form von schönheitschirurgischen Maßnahmen[77] wie ›Facelifting‹, der Einsatz von Implantaten und Botulinumtoxin, besser unter dem Namen ›Botox‹ bekannt, oder vielleicht doch etwas harmloser mit verschiedenen speziell dafür entwickelten Cremes) und Haarefärben dürften daher als beliebte Praktiken gegen das ›Alt-Aussehen‹ hoch im Kurs stehen.

Für solche Behandlungsmethoden, die durch Attraktivitätssteigerung Jugendlichkeit suggerieren sollen, hat sich in den vergangenen Jahren ein Marketingbegriff etabliert: *Anti-Aging* – ein Ausdruck, der den Eindruck erwecken soll, man könne mit Praktiken des ›Anti-Alterns‹ dem biologischen Prozess entgegenwirken. Gemeinhin umschreibt der Begriff all jene Maßnahmen, durch deren Resultat das (letzten Endes wohl doch unaufhaltbare) menschliche Altern verzögert oder gar ›rückgängig‹ gemacht werden soll. Im Grunde ist Anti-Aging nicht allein auf körperliche Merkmale zu reduzieren. Hierzu zählt ebenso das ›geistige Alter‹. Entsprechende Maßnahmen konzentrieren sich z. B. auf Stressbewältigung, Weiterbildung oder Gedächtnistraining – neuerdings auch unter der umgangssprachlichen Bezeichnung des ›Gehirnjoggings‹ bekannt. Doch sind nicht einzig ältere Menschen Adressaten dieses Marktes, auch jüngere Altersgruppen fühlen sich von ihm angesprochen, um dem Alter schon

76 Vgl. A. Schütz (1971a), S. 201.
77 Vgl. A. Taschen (2008).

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

frühzeitig Steine in den Weg zu legen, die es möglichst lange am Voranschreiten hindern sollen.[78]

Warum aber bedienen sich Menschen solcher Praktiken und unterziehen sich teils äußerst schmerzvollen Behandlungen? Es scheint doch ein vor allem für die moderne Gesellschaft spezifisches Phänomen zu sein – was natürlich nicht zuletzt mit dem Reichtum an technischen Möglichkeiten zusammenhängt, über den besonders die Industrienationen verfügen. Vielleicht ließe sich sogar schon von so etwas wie einem ›Jugendwahn‹ sprechen. Und so kann gerade die Körpermodellierung als »Versuch der Unterdrückung von Alter und Tod« betrachtet werden.[79] Hierzu bedarf es jedoch nicht einmal kosmetischer bzw. chirurgischer Maßnahmen. Nicht zu vergessen ist dabei auch die Ausübung von *sportlichen* Aktivitäten: »Im engen Verbund mit der Medizin arbeitet der Sport am Bild des ewig jung aussehenden, gesund und fit bleibenden Körpers, dem Alter und Tod nichts anhaben können. […] Dabei wird man im einzelnen zu unterscheiden haben – wobei die Grenzen oft fließend sein dürften – zwischen Körperpraktiken, die den Körper im Sinne einer Revolte gegen das Altern und den Tod möglichst lange erhalten, den Körper perfektionieren wollen im Dienste eines bestimmten Schönheitsideals, ihn modifizieren zum Zwecke der Zugehörigkeit zu einer bestimmten (Jugend-)Szene oder ihn malträtieren und dabei den Umgang mit dem Körper wie eine Gegenbewegung zum ›Schönheitsterror‹ aussehen lassen.«[80] In diesem Kontext ist vor allem an den Boom der Fitnessstudios in den vergangenen Jahren zu denken.

Das Bild eines ›attraktiven‹ überschneidet sich folglich mit dem eines jugendlich wirkenden Körpers.[81] Schönheit und Jugend gehen

78 Andererseits ist es aber gerade die Lebensphase der Jugend, in der ›Jungsein‹ bzw. ›Jungwirken‹ weniger erstrebt werden muss (weil es dort eben ›normal‹ ist), und wo man sich in manchen Kontexten und aus verschiedenen Motiven heraus ›Ältersein‹ wünscht (oder zumindest die *Ausstrahlung des Eindrucks*, älter zu sein). Auch hierbei sind spezifische Kleidung bzw. Kosmetik beliebte Mittel.

79 N. Degele (2005), S. 143.

80 M. Schroer (2005), S. 33 ff.

81 Überdies gilt gebräunte Haut in weiten Teilen der modernen Gesellschaft (obschon jenes Phänomen, historisch betrachtet, vergleichsweise neu ist) als ein *Schönheitsideal*. Das ist nicht zuletzt an der Kundenzahl von so genannten ›Sonnenstudios‹ abzulesen – oder an Strandbesuchern, die sich mitunter stundenlang der prallen Sonne

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

in dieser Vorstellung Hand in Hand. Ebenso wie Vitalität zählen sie zu den zentralen Idealen der modernen westlichen Gesellschaft, während Alter und die damit einhergehenden körperlichen Veränderungen doch eher mit dem *Verlust* eben dieser Schönheit, mit ihrem negativ konnotierten Gegenteil der Unattraktivität, der ›Hässlichkeit‹[82] in Verbindung gebracht werden. (Vor allem die Medien sind bei der Konstruktion bzw. Reproduktion und Aktualisierung solcher Ideale beteiligt.) Ziel der genannten Anti-Aging-Methoden scheint also eine *Wiedererlangung* dessen, was einst war, aber im Zuge des Alterungsprozesses offenbar verloren gegangen ist.

Das Bedürfnis, jung zu sein, jung zu bleiben und nicht zuletzt die Sehnsucht, *wieder* jung zu sein (und dies am besten für immer), die *ewige Jugend* also, ist eine uralter Traum, der schon sehr lange Zeit vor den Methoden des heutigen Anti-Aging die Menschen beschäftigte. Er schlägt sich beispielsweise im Mythos vom so genannten ›Jungbrunnen‹ (zuweilen auch als ›Ewige Quelle der Jugend‹ bezeichnet) nieder. Die Ursprünge des Mythos dürften wohl im *Alexanderroman* zu verzeichnen sein: Ein Buch, welches die Heldentaten Alexanders des Großen erzählt und sich (neben der Bibel) vor allem im Mittelalter höchster Popularität erfreute.[83] In dieser Geschichte gelangt Alexander, nachdem er das ›Land der Finsternis‹ durchquert hatte, zu einer Quelle, deren Wasser demjenigen, der davon trinkt, Unsterblichkeit verleiht. So ›unmöglich‹ die Reversibilität von Tod und Altern tatsächlich ist, so ist sie doch zugleich seit Jahrhunderten ein wiederkehrendes Motiv in jenem Bereich, der sich von naturwissenschaftlichen Fakten traditionell wenig beeinflussen lässt: der *Kunst*. Auf diese Weise wurde der Mythos in einem bis heute berühmten Gemälde von Lucas Cranach dem Älteren im Jahre 1546 umgesetzt.

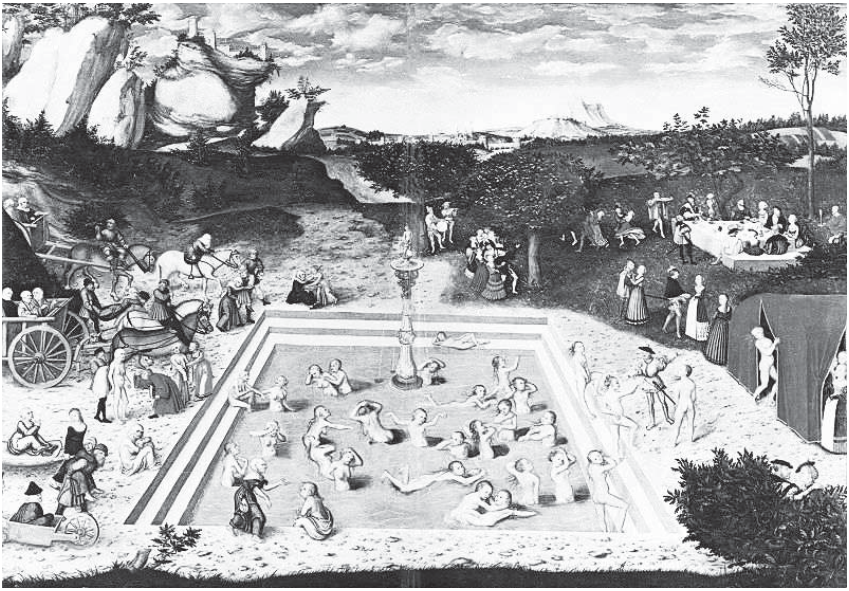
---

aussetzen (vgl. J. C. Kaufmann 2006), trotz eines mehr oder minder ausgeprägten Bewusstseins von den Gefahren, die das UV-Licht mit sich bringt. Es scheint, als wäre hierbei das eine Ideal (die mit der gebräunten Haut assoziierte Attraktivität und Jugendlichkeit) offenbar nur durch die Vernachlässigung eines anderen (nämlich das der Gesundheit) zu haben. Dabei ist Gesundheit *ebenso* ein vergängliches immaterielles Gut, das vor allem mit Jugend in Beziehung steht.

82 Vgl. U. Eco (2010).

83 Bekannt sind Roman und Mythos schon seit der Antike.

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu



Lucas Cranach d. Ä. (1472-1553), ›Der Jungbrunnen‹, Öl auf Lindenholz, 1546.

Bei der Betrachtung des Bildes dürfte der Blick wohl zuerst auf das große Brunnenbecken im Zentrum fallen. Diesem Becken nähern sich von der linken Bildseite Greise – zumeist weiblichen Geschlechts – gestützt von Krücken oder gezogen von Pferdewägen, da ihnen das eigenständige Gehen offenbar große Probleme bereitet. Auf der rechten Bildhälfte wiederum offenbart sich dem Betrachter eine kontrastive Szenerie: Junge, vergnügt umhertanzende, teils noch immer nackte, sich umarmende Menschen sind dort zu sehen. Im Hintergrund ist gar ein festlich gedeckter Tisch zu beobachten, an dem die Verjüngten Platz nehmen und sich genüsslich ihrem ›Speis' und Trank‹ zuwenden. Lässt man seinen Blick nun von der linken Seite des Gemäldes langsam bis zur rechten schweifen, so fällt auf, dass die gemalten Akteure dabei immer jünger werden. Auch diejenigen, die sich im Wasser selbst befinden, werden jünger, je mehr sie sich dem rechten Beckenrand nähern. Cranachs Gemälde ist eine Verkehrung dessen, was etwa auf dem Bild der Lebenstreppe zu sehen ist. Der ›Zeitpfeil‹ wird umgedreht. Ist die Lebenstreppe mit der ›natürlichen‹ Zeitreihenfolge insofern stimmig, als hierbei in der

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

räumlichen Bewegung von links nach rechts die dargestellten Personen immer älter werden, je weiter man sich der rechten Bildhälfte nähert (der Jugend also das Alter folgt), kehrt Cranach dies ins Gegenteil. Hier nämlich folgt dem Alter auf der linken die Jugend auf der rechten Seite des Bildes.

So scheinbar einfach, wie es uns Cranachs Gemälde vorführt, ist es in der Realität mitnichten. Ein Verjüngungsbecken wie dieses gibt es nicht. Nichtsdestotrotz kennen wir andere Methoden – mit Kosmetik, Sport und Schönheitschirurgie wurden bereits deren drei genannt – welche in der Alltagssprache oftmals mit der Bezeichnung ›Jungbrunnen‹ versehen werden. Erholsame Urlaube an Kurorten können dies genauso sein wie Kinder, aufregende Hobbys, Leidenschaften oder eine neue Liebe. Doch ›ewige Jugend‹ können auch sie nicht versprechen. Sie mögen zwar das ›Gefühl‹ von Jugend(lichkeit) vermitteln, letztendlich ist dieses Gefühl aber selbst der Vergänglichkeit unterlegen und müsste immer wieder neu ›entfacht‹ werden.

Der Wunsch nach *ewiger Jugend* ist keineswegs gleichzusetzen mit dem Wunsch nach *ewigem Leben*. Welche verheerenden Folgen eine solche Verwechslung nehmen kann, bekam, laut einer Sage aus der griechischen Mythologie, der Trojaner Tithonos zu spüren, der sich einst in Eos, die Göttin der Morgenröte verliebte. Diese bat Zeus darum, Tithonos Unsterblichkeit zu schenken. Dabei vergaß sie aber, zugleich um ewige Jugend für ihn zu erbitten, was dazu führte, dass die Göttergabe für Tithonos nicht zum Segen sondern zum Fluch wurde. Sein Glück mit Eos blieb nur von kurzer Dauer. Er wurde älter und dies unaufhaltsam. Bis in alle Ewigkeit lebt er nun als alternder, gebrechlicher Greis.[84] Was uns von Tithonos unterscheidet, ist schlichtweg die Tatsache, dass wir durch unseren Tod »vor dem Schrecken ewigen Alterns«[85] bewahrt werden. Wer sich hingegen ewiges Leben wünscht, impliziert damit üblicherweise, dieses auch in ewiger Jugend verbringen zu wollen.

»Der Traum vom Lebenselixier und vom Jungbrunnen ist gewiß recht alt. Aber erst in unseren Tagen nimmt er wissenschaftliche oder, je nach dem, auch pseudo-wissenschaftliche Gestalt an. Das

84 Vgl. H. Lauter (2004).
85 Ebd.

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

Wissen, daß der Tod unabwendbar ist, wird durch das Bemühen, ihn mit ärztlicher und mit Versicherungshilfe mehr und mehr hinauszuschieben, und die Hoffnung, daß es gelingen könne, überlagert.«[86] Die moderne Gesellschaft hat mit all ihren technischen und medizinischen Errungenschaften für einen Wandel hinsichtlich der Krankheitsbehandlung, aber auch der Krankheitsprävention, gesorgt. Impfungen sollen vor potenziellen Gefahren bestimmter Erkrankungen schützen. Durch Vorsorgeuntersuchungen erhofft man sich einerseits Gewissheit und damit die Sicherheit, dass man nicht an einer befürchteten Krankheit leidet – dass beispielsweise die Bauchschmerzen nicht auf Magengeschwüre zurückzuführen oder die Kopfschmerzen kein Indiz für einen Hirntumor sind – und andererseits, im Falle einer tatsächlichen Erkrankung, diese möglichst früh zu erkennen und damit die Wahrscheinlichkeit eines Heilungserfolges zu erhöhen.[87]

Im Zuge des medizinischen Wandels und aus den daraus gewonnenen Wissensbeständen hat sich die Beziehung zum eigenen Körper und zu dessen Gesundheit verändert. Neben dem Arzt meinen insbesondere die Medien, allen voran diverse ›Ratgeber‹, erklären zu können, was es bedeutet, gesund zu sein, gesund zu leben und natürlich möglichst lange gesund zu bleiben. Sicher spielen dabei auch gesellschaftliche Normen eine wesentliche Rolle – insbesondere bei der Frage, welche Erscheinungen von einer bestimmten ›Gesundheitsnorm‹ abweichen, folglich als ›krank‹ gelten und ›behandlungsbedürftig‹ werden. Zudem haben Menschen eine Vorstellung davon, dass leibliches Wohlbefinden (was nun auch immer hierunter zu verstehen ist) kein dauerhafter Zustand ist und mit dem Voranschreiten des Alterungsprozesses immer weniger vorausgesetzt werden kann.

86 N. Elias (1990), S. 52.

87 Die Angst davor, krank zu werden (und dies nicht rechtzeitig zu erkennen) geht eng einher mit der *Angst vor dem Tod*. Wie viele andere bekannte Ängste (z. B. Flugangst) lässt sich die Angst vor der Infizierung mit einer Krankheit wie etwa AIDS der Todesangst subsumieren. Nicht zuletzt für Versicherungen und Pharmaindustrie sind Ängste vor Krankheit und Tod ein überaus lukratives Geschäft. »Die Angst vor dem Sterben schlägt sich in den neuen Kathedralen der Sicherheit und Versicherungen nieder, die das nur diesseitige Leben vor den Spuren der Vergänglichkeit bewahren sollen« (U. Beck 1997, S. 126).

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

Wir müssen jung bleiben, um alt werden zu können.[88] Was sich zunächst etwas paradox anhört, ist längst schon zur Devise der modernen Medizin, Pharmaindustrie und Gentechnologie geworden. Will man Alter(n) nun tatsächlich als ›Krankheit‹ betrachten, wird es dann eines Tages möglich sein, sie wie mit einer Pille zu heilen? Wissenschaftler und Ärzte arbeiten an neuen Medikamenten und Behandlungsformen, die das menschliche Leben um ein erhebliches Maß verlängern könnten. Im Zeitalter von Gentechnik, Stammzelltherapie und -forschung versuchen sie, den Gründen des Alterns und Sterbens von Zellen auf die Schliche zu kommen und Techniken zu entwickeln, wie das verhindert werden kann. Es sind Techniken, die Grenzen, welche lange Zeit für unüberschreitbar gehalten wurden, mehr denn je in Frage stellen. Schon Sigmund Freud bezeichnete seinerzeit – lange vor Stammzelltherapie und Gentechnik – den Menschen als »Prothesengott«[89], der sich im Laufe seiner Zivilisationsgeschichte durch die zunehmende Perfektion auszeichnete, all das erreichen zu wollen, was er zuvor nur Gott zugeschrieben hatte: Allmacht, Allwissenheit und schließlich auch *Unsterblichkeit*. Es liegt also keineswegs ein modernes Phänomen vor. Doch stehen heutzutage andere Techniken zur Verfügung, durch die sich Menschen den genannten Idealen weiter *annähern* können.

88 Um ein hohes *kalendarisches* Alter erreichen zu können, muss man also möglichst viel daran setzen, den *biologischen* Alterungsvorgang zu ›entschleunigen‹.

89 S. Freud (1982b), S. 222.

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

4.5 Imaginierte Postmortalität

»Was Menschen nicht alles zu glauben bereit sind,
nur um sich den Gedanken an die Begrenztheit ihres Lebens,
an den eigenen Tod, zu verdecken oder zu versüßen!«

(Norbert Elias)

In engem Verbund mit dem Wissen von der Endlichkeit des Lebens steht die Fantasie von der *Unendlichkeit*.[90] Nach Oevermann manifestiert sich die primäre Funktion von Religiosität in der Frage, wie nun jenes *Skandalon des Todes* überwunden werden kann.[91] Diese Fragestellung ist konstitutiv für alle Weltreligionen, deren weitere Gemeinsamkeit in der Vorstellung besteht, dass der Tod *kein absolutes Ende* markiert und man stattdessen in einen anderen Seinszustand eintritt. Demzufolge wäre die Endlichkeit lediglich eine Endlichkeit im ›Diesseits‹. Die Vorstellung eines unendlichen, jenseitigen Weiterlebens gilt wohl als »die älteste und häufigste Form des menschlichen Bemühens, mit der Endlichkeit des Lebens fertig zu werden.«[92] Durch die Konstruktion einer hypothetischen Welt, die über das unmittelbar Gegebene hinausreicht, wird die *Endgültigkeit* des Todes in gewisser Weise ›relativiert‹. Religion übernimmt hier insofern eine Trostfunktion, als sie die Angst vor dem Tod mildern und ihm seiner Sinnlosigkeit berauben soll.[93]

Es sind vor allem Kinder, denen man den Abschied von Nahestehenden zu erleichtern versucht, indem man sie beispielsweise glauben lässt: ›Oma ist jetzt im Himmel‹, ›blickt von einer Wolke auf uns

90 Vgl. Z. Bauman (1994).

91 Dagegen lehnt U. Oevermann (vgl. 2007) die Position von J. Habermas ab, wonach die primäre Funktion von Religiosität in der Konstitution von Sittlichkeit bestehe. Hierfür bedürfe es laut Oevermann keiner Religion; zu Sittlichkeit könne man auch auf anderem Wege gelangen.

92 N. Elias (1990), S. 9.

93 »Der Mensch wird mit dem zwanghaften Drang geboren, der Wirklichkeit sinnhafte Ordnung zu geben« (P. Berger 1973, S. 23). Ein anderes Beispiel für die sinnstiftende Legitimation des Todes ist das *heroische Sterben* im Krieg, welches (dem patriotischen Ideal nach) nicht ›umsonst‹, sondern ›für's Vaterland‹ geschieht. – Oder der Selbstmordattentäter, der das eigene (›diesseitige‹) Leben einem ›höheren‹ Zweck unterordnet.

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

herab‹ oder ›ist nun ein Engel‹. Mit solchen sicherlich nicht unbekannten Trostformeln soll dem Kind eine gewisse Unendlichkeitsvorstellung nahe gelegt werden: Der an den Tod Verlorengegangene ist nicht ›wirklich‹ tot, sondern er ›lebt‹ an einem für uns unsichtbaren Ort weiter – ein Ort, zu dem auch wir selbst eines Tages gelangen und an dem uns die bereits Verstorbenen erwarten. Solch ein jenseitiger Ort aber ist *empirisch nicht erfahrbar*; er erschöpft sich in der Konstruktion.

Einige Menschen, die in bestimmten Situationen – etwa bei schweren Unfällen – beinahe ums Leben gekommen sind, berichten später von so genannten ›Nahtoderfahrungen‹.[94] Elemente, die sich in solchen Erzählungen auffallend häufig wiederholen, sind beispielsweise intensive Farben, Gefühle der Euphorie, ein Tunnel und/oder helles Licht. Oftmals vermitteln die Betroffenen dabei die Vorstellung, dass sie sozusagen schon durch ›die Tür zum Jenseits‹ blicken konnten. Für dieses Phänomen gibt es mehrere Erklärungen. Die heute wohl gängigste besteht darin, die Bilder, von denen berichtet wird, als ›Abwehrreaktion‹ zu begreifen und nicht als ein ›Blick in eine andere Welt‹. Positiv empfundene Lebensereignisse werden noch einmal wie in einem verdichteten, traumähnlichen Film zusammengefasst, während sich der Körper mit letzter Kraft gegen den Feind des Lebens *wehrt*. Es ist genau genommen also kein Blick *nach vorn* in das ›Reich des Todes‹, sondern *zurück* in das schon erlebte Diesseits. Die fantasierten Bilder sind keine Krisenbilder. Im Gegenteil: Durch sie soll die Krise *überwunden* werden. Physiologisch lassen sich diese euphorischen Regungen durch Hormonausschüttung (insbesondere von Adrenalin und Endorphinen) erklären. Zwangsläufig ergibt sich das Problem, dass »das Transzendente […] sich nur aus der Perspektive unserer jeweiligen Immanenz beobachten [lässt], und alle Religion und Theologie hat mit diesem Problem zu tun: als Endliche übers Unendliche, als Sterbliche über den Tod, als Geschöpfe über die Schöpfung zu reden.«[95]

In den monotheistischen Religionen resultiert die *Sterblichkeit* des Menschen aus dem *Verlust der Unsterblichkeit*. Diesem als Skandalon

94 Vgl. H. Knoblauch/I. Schmied/B. Schnettler (1999); H. Knoblauch (2002).
95 A. Nassehi/I. Saake (2005), S. 32.

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

empfundenen Verlust, der in fast allen monotheistischen Herkunftsmythen *selbstverschuldet* ist, schließt sich der Wunsch an, *nicht* sterblich zu sein. Einer solchen Vorstellung vom menschlichen Selbstverschulden (z. B. in der Genesis durch das Essen vom ›Baum der Erkenntnis‹) kommt eine nicht unbedeutende Funktion zu: Sie birgt nämlich die Hoffnung in sich, die Unsterblichkeit *zurück erlangen* zu können, indem man das Verschulden tilgt. Ein *Erlösungsmythos* trägt somit die Fragestellung in sich: Wie lässt sich das Verlorengegangene wieder zurückgewinnen? Die Antwort: Indem man sich *bewährt*. Oevermann spricht in diesem Sinne von einer »nichtstillstellbaren Bewährungsdynamik«, die aus dem objektiv gegebenen Problem der Endlichkeit des Lebens resultiert und darum universell ist.[96]

»Dieses Problem der Bewährung kann grundsätzlich nicht endgültig gelöst werden, ebenso wenig wie Gesetzeshypothesen endgültig verifiziert werden können. Es stellt sich mit jeder Krisenlösung von neuem in der von da an eröffneten Möglichkeit des Scheiterns der zur Routine gewordenen Krisenlösung. Jeder subjektive Glaube, die Bewährung sei endgültig gesichert, bedeutet deren automatischen Verlust, der einem dogmatisierenden Schließen der Offenheit von Geschichte gleichkommt. Die Paradoxie der Bewährungslogik und -dynamik besteht darin, daß in dem Maße, in dem die Aufgabe der Bewährung ernsthaft gelöst werden soll, die Unerfüllbarkeit dieses Ideals anerkannt werden muß, und in dem Maße, in dem diese Unerfüllbarkeit eingesehen wird, dem Ideal um so mehr nachgestrebt werden muß.«[97] *Bewähren* kann man sich nur im Diesseits, das *Urteil* darüber fällt jedoch erst im Jenseits. Bewährungsmythen geben die *Hoffnung* auf ein positives Bewährungsurteil – aber keine Gewissheit.

Säkularisierung führt keineswegs zu einem Verschwinden oder ›Verblassen‹ der Bewährungsproblematik.[98] Sie gilt selbst für ein Subjekt, welches in der vollen Überzeugung lebt, dass es nach dem irdischen Tode kein Leben mehr gibt. Das *Jenseits* lässt sich kategorial als etwas betrachten, das auch für den religiös indifferenten Menschen besteht. Darunter fällt schlichtweg all das, was jenseits der

96 Vgl. U. Oevermann (2007).
97 U. Oevermann (1995), S. 63.
98 Vgl. ebd., S. 66.

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

Endlichkeit *seiner* Existenz liegt. ›Jenseits‹ im säkularen Sinne meint im Grunde also alles, was vor uns war und nach uns sein wird. Und das wiederum dürfte kein imaginär leerer Raum sein. Schließlich lässt sich nicht abstreiten, dass es vor der eigenen Geburt bereits Leben (z. B. durch die Eltern repräsentiert) gab und dies auch noch nach dem Tod (durch die Hinterbliebenen) der Fall sein wird. Und auch der religiös Indifferente macht sich darüber Gedanken, was diejenigen, die ihn überlebten, nach seinem Tode von ihm halten werden[99] – der Wissenschaftler dürfte ein gewisses Interesse am postmortalen Geltungscharakter der eigenen Werke haben. Das Bewährungsproblem kann demnach sowohl in religiöser als auch in säkularisierter Form behandelt werden. Es kann »magisch beschworen, in religiösen Erlösungsdogmen oder in säkularisierten Ethiken der Lebensführung bewältigt werden. [...] Es kann spezifisch religiös gefaßt sein als Bewährung vor transzendenten Mächten, als Gehorsam gegenüber göttlichen Geboten, als Gesetzestreue oder säkularisiert als Erfolg im nicht endenden Kampf um die Souveränität der Lebensgestaltung.«[100]

Es darf angenommen werden, dass sich Menschen umso häufiger, detaillierter und intensiver mit der ›Zeit danach‹ beschäftigen, je ›näher‹ sie glauben, dem Tode zu stehen. Auch wenn sie nicht von der Gefahr des plötzlichen Todes gefeit sind, spielt die Zeit nach dem eigenen Lebensende für Kinder, Jugendliche bzw. junge Erwachsene eine geringe Rolle, weil sie dieses (noch) nicht in unmittelbarer Nähe antizipieren. (Es sei denn, sie sind etwa von einer lebensbedrohlichen Erkrankung betroffen und setzen sich darum mit dem Tod intensiver auseinander als Gleichaltrige.) Beim plötzlichen, unerwarteten Tod eines noch jungen Menschen – z. B. durch einen Unfall – wird die Entscheidung über bestimmte *postmortale Anschlusskommunikationen* (der Begräbnisrahmen, die Verwahrung persönlicher Gegenstände etc.) meist von den Hinterbliebenen getroffen. Der Verstorbene dürfte sich diesbezüglich selbst noch kaum gewichtige Gedanken gemacht haben, da er seinen Tod wohl erst etliche Jahre später erwartete.

99 Vgl. U. Oevermann (2007).
100 U. Oevermann (1995), S. 63 f.

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

Die Auseinandersetzung mit der eigenen Postmortalität äußert sich beispielsweise im Anfertigen von *Testamenten*. – Dokumente, deren Relevanz über den Todeszeitpunkt ihrer Verfasser hinausgeht (besser gesagt: erst *mit* diesem Ereignis werden sie für die Hinterbliebenen wirksam). »Auf mannigfache Weise schließlich hat der Sterbende die Möglichkeit, das Verhalten anderer über seinen Tod hinaus zu manipulieren und zu kontrollieren: er kann sein Erbe unter bestimmten Bedingungen nur vermachen, etwa bis zur Erreichung eines bestimmten Alters aussetzen oder der Erreichung eines bestimmten Status. In der juristisch legitimierten Einrichtung des letzten Willens ist der Tote noch mächtig, ist Teilnehmer am Kreise der Rechtssubjekte.«[101] Mit dem Endlichkeitsbewusstsein ist zugleich die Erkenntnis verbunden, dass das eigene Handeln eines Tages abgeschlossen sein wird und alle Anschlusskommunikationen der Hinterbliebenen ohne Interventionsmöglichkeiten *hingenommen* werden müssen. Ohne selbst Einfluss nehmen zu können, muss der Sterbende also vielmehr darauf ›vertrauen‹, dass ihm sein ›letzter Wille‹ erfüllt wird.

Zur Beschäftigung mit der Zeit nach dem Lebensende gehört auch die Frage, was mit dem eigenen *Körper* geschehen soll, sofern der Sterbende diese Entscheidung selbst treffen will bzw. (noch) kann. Wo und auf welche Weise möchte man beispielsweise bestattet werden?[102] So »ist die Wahl der persönlichen Bestattungsform die letzte und extremste Ausdrucksform von (postmortalem) Gestaltungswillen und Autonomie: Dadurch, dass dem eigenen Lebensende durch die Wahl einer spezifischen Form der Bestattung eine bestimmte Programmatik eingeschrieben wird, legt der Verstorbene seinen künftigen Platz in der Welt fest.«[103] Im Grunde aber könnte ihm die Gestaltung von Beerdigungsritual und Grab gleichgültig sein, bekommt er doch beides nicht mehr zu sehen und bleibt ihm die Option eines eigenen Urteils darum verwehrt. Sein Interesse an einem gepflegten Grab oder an einem spezifischen Ablauf der Beerdi-

101 W. Fuchs (1969), S. 156.

102 Die ›Entscheidungsfreiheit‹ über den späteren Verbleib des toten Körpers ist jedoch begrenzt. Der Betroffene kann sich nicht irgendwo beisetzen lassen, sondern nur an speziell dafür vorgesehenen Plätzen, die der jeweiligen Gesetzeslage entsprechen.

103 D. Groß/M. Ziefle (2010), S. 577.

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

gungszeremonie spiegelt vielmehr seine Akzeptanz dieser sozialen Institution wider. Nicht das *Ritual* selbst steht für ihn im Vordergrund, sondern seine hinterbliebenen *Angehörigen*.

Eine andere Art des späteren Umgangs mit dem Leichnam[104] ist die noch zu Lebzeiten selbst getroffene Entscheidung zur *Körperspende*. In erster Linie dient die Körperspende wissenschaftlichen Zwecken. Der Spender trifft hierbei eine schriftliche Vereinbarung mit einem Forschungsinstitut. Dort wird die Leiche später »als Lehr- und Studienmaterial verwendet«[105], anschließend »eingeäschert und die Asche auf Kosten des Instituts oder gegen einen geringen Kostenbeitrag bestattet.«[106] Die vorausgesetzte Willensbekundung des Spenders kann von ihm jederzeit widerrufen werden.

Bei der so genannten *Plastination*, einer modernen Konservierungsmethode, wird der Leichnam auf spezielle Weise aufgearbeitet, um ihn vor seinem biologischen Zerfall zu schützen. Bekannt wurde dieses Verfahren vor allem durch die umstrittene Wanderausstellung ›Körperwelten‹, die der Heidelberger Anatom Gunther von Hagens 1996 ins Leben rief.[107] Die Besucher der Ausstellung bekommen Plastinate, also anatomische Präparate von überwiegend menschlichen Körpern bzw. Körperteilen zu sehen. »Zum Teil werden ungewöhnliche Einblicke in den menschlichen Körper gegeben, indem etwa das komplette Nervensystem oder das System der Blutgefäße isoliert von allen anderen Organen präsentiert wird.«[108] Durch ihre lange Haltbarkeit scheinen die anonymisierten, namen- und gesichtslosen Körper einerseits von den Spuren des Todes, vielmehr: vom biologischen Verwesungsvorgang, befreit. Andererseits lässt sich den künstlich wirkenden Figuren auf den ersten Blick nur wenig Lebendiges abgewinnen, auch wenn von Hagens versucht, die toten Körper möglichst ›lebensnah‹ in Szene zu setzten[109] – etwa als Basketballspieler, vor dem Schachbrett oder während der Kopulation. Ihre

104 Vgl. D. Groß/J. Grande (2010); B. Tag/D. Groß (2010).
105 D. Groß/M. Ziefle (2010), S. 559.
106 Ebd.
107 Vgl. N. Kleinschmidt/H. Wagner (2000); F. J. Wetz/B. Tag (2001); G. Bogusch/R. Graf/T. Schnalke (2003); L. Hermes da Fonseca/T. Kliche (2006).
108 A. Pesch (2007), S. 373.
109 Vgl. D. Groß/M. Ziefle (2010), S. 571.

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

›Echtheit‹ erklärt sich nicht (durch den bloßen Anblick) von selbst, sondern wird unter anderem am Eingang der Ausstellung auf Hinweisschildern beteuert. Die folgende Abbildung zeigt den so genannten ›Hautmann‹ – ein bekanntes Plastinat der Ausstellung, dem die gesamte Haut vom Körper entfernt und anschließend, wie ein großes Tuch, über den ausgestreckten Arm gelegt wurde.

›Gestaltplastinat mit Haut‹; aus A. Pesch (2007), S. 375.

Das Interesse an Körperspende und Plastination hat in den letzten Jahren stark zugenommen. In einer Informationsbroschüre des Heidelberger Instituts für Plastination werden die Beweggründe eines angehenden Körperspenders wie folgt zitiert: »Es fasziniert mich, als Plastinat für die Ewigkeit dauerhaft erhalten zu bleiben. Ähnlich den alten Mumien der Ägypter. Auch würde ich es nicht als abstoßend empfinden, wenn mein plastinierter Körper in Ausstellungen berührt werden kann. Denn ich weiß, wie neugierig Menschen sind. Selbst die Reise als plastiniertes Exponat ist doch interessant! Von Ausstellung zu Ausstellung! Von Stadt zu Stadt! Von Land zu Land! Von Erdteil zu Erdteil! Oder ein neues Zuhause in einem Museum zu fin-

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

den! Oder in einer Universität!«[110] Was aus diesen Worten unverkennbar hervorgeht, ist eine gewisse *Unsterblichkeitsfantasie*, die darauf beruht, dass mit dem Plastinat, als eine Art ›Denkmal‹, nach dem leiblichen Tod etwas *zurückbleibt*.[111] »Der plastinierte Tote verschwindet eben nicht aus unserem Leben, sondern bleibt als Körper dauerhaft unter uns. Indem der Körper erhalten bleibt, so die Idee, bleibt auch die Erinnerung lebendig.«[112] Obendrein gehen die konservierten Überreste ›auf Reisen‹ – an Orte, an den man zu Lebzeiten womöglich selbst nie war –, um von zahlreichen neugierigen Menschen bewundert und berührt zu werden.[113]

Durch die Körperspende wird das eigene Dasein und der auf den ersten Blick ›sinnlose‹ Tod gewissermaßen mit Sinn aufgeladen. Statt ›einfach so‹ zu sterben, kann man nach dem Ableben auch noch anderen Menschen ›von Nutzen sein‹. Häufig wird eine solche Entscheidung schon (oder gerade) in jungen Jahren getroffen, in denen der eigene Tod noch weit entfernt scheint. Das zeigt, dass sein Eintritt nicht zwangsläufig erst in unmittelbarer Nähe erwartet werden muss, damit sich Menschen bereits (wenn auch auf diffuse Art) mit ihrer Postmortalität auseinandersetzen und vorsorgliche Maßnahmen treffen.

Ein gesteigertes imaginatives Vorwegnehmen einer Zeit nach dem eigenen Lebensende trifft überdies auf Menschen zu, die mit dem Gedanken spielen, sich *umzubringen*. Für den Selbstmörder, bzw. für denjenigen, der Selbstmordabsichten hegt, gilt die bereits thematisierte ›Verdrängung‹ des Todes aus dem Alltagsdenken nicht. Im Gegenteil: Der Suizidkandidat kehrt das ›herkömmliche‹ Verhalten um

110 http://www.bodymobil.de/Downloads/Deutsch/KSP_Broschuere07_310308.pdf; letzter Zugriff am 28. Februar 2011.

111 Das erinnert an die einmal von Gunther von Hagens getroffene Aussage: »Willst du wirklich ewig leben, musst du deinen Körper geben« (zit. nach N. Kleinschmidt/H. Wagner 2000, S. 82).

112 D. Groß/M. Ziefle (2010), S. 570.

113 Hingegen stehen bei der *Organspende* vielmehr *altruistische Motive* im Vordergrund und weniger die Idee des Fortbestehens. Die Vorstellung vom ›partiellen Weiterleben‹ (in einem fremden Körper) ist lediglich eine tröstliche Metapher für die eigene ›Opferbereitschaft‹. Während die Anzahl freiwilliger Körperspender gegenwärtig den Bedarf der Institute übersteigt, besteht in Deutschland ein gravierender »Mangel an potentiellen Organspendern« (G. Schäfer/S. Westermann/D. Groß 2009, S. 519).

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

und billigt dem Tod eben doch Alltagspräsenz zu. Möglicherweise wurzelt die Zuschreibung der ›Pathologie‹ des Selbstmordes mitunter darin, dass hier Akteure ihre Handlungsautonomie ernst nehmen *und* die (tabuisierte) Versöhnung von Alltagswelt und Sterbensgedanke gleichsam ›auf die Spitze treiben‹.

Wenn man so will, bedient sich der Suizidant einer gewissen ›Entscheidungsfreiheit‹ bezüglich seiner Zukunft, des Zeitpunktes und der Umstände seines Sterbens. Er nimmt damit ein ohnehin unausweichliches Schicksal vorweg und entzieht sich der *Unsicherheit*, mit welcher andere leben müssen, die ihren Tod wiederum ›externen‹ Faktoren überlassen. Eine Auseinandersetzung mit der ›Zeit danach‹ kann die Entscheidung des Selbstmordkandidaten bekräftigen aber auch ins Wanken bringen. Wer mit dem Gedanken spielt, seinem Leben ein Ende zu setzen, wägt dabei zwischen zwei Szenarien und deren Konsequenzen, die er freilich nur in seiner Fantasie konstruieren kann, ab: Banalerweise ein Szenario, in dem er sich das Leben nimmt, und eines, in dem er es nicht tut.

4.6 Biologische und soziale Reproduktion

»*Ohne Fantasmen der Unsterblichkeit*
oder zumindest einer gewissen Fortdauer
über unser allzu kurzes Erdendasein hinaus
kann der Mensch nicht leben,
sein Handeln nicht als sinnvoll erfahren.«

(Jan Assmann)

Wie schon ganz zu Beginn dieses Kapitels festgehalten wurde, ist die Sterblichkeit des Einzelnen eine unabdingbare Notwendigkeit für das Überleben seiner Gattung. Das eigene Leben wird eines Tages ein Ende nehmen, doch können mittels sexueller Reproduktion Erbinformationen weitergegeben werden, die dadurch erhalten bleiben. Hierbei gehen *Vergänglichkeit* und *Beständigkeit* in dialektischer Weise miteinander einher. »Sex ist, wie wir wissen, die Antwort der Evolu-

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

tion auf die Frage nach Kontinuität und Dauerhaftigkeit von Lebensformen. Er setzt der Sterblichkeit jedes einzelnen lebenden Organismus die Unsterblichkeit der Art entgegen. Nur Menschen [...] haben eine Vorstellung von der Unsterblichkeit ihrer Art; nur für sie steht die vergängliche Existenz des Körpers im Schatten der Unsterblichkeit der Menschheit. [...] Ohne zu übertreiben, können wir annehmen, dass dieses Wissen der Dynamik kultureller Erfindungen zugrunde liegt, die in der Regel alle dem Zweck dienen, die Dauerhaftigkeit sozialer Formen vor der Vergänglichkeit und natürlicher Sterblichkeit des Einzelnen zu schützen.«[114]

Der Begriff der *Reproduktion* sollte in diesem Zusammenhang allerdings nicht ausschließlich auf den biologischen Aspekt reduziert, sondern kann (und muss) zudem in *sozialer* Hinsicht verstanden werden. Schließlich geben Eltern ihren Kindern mehr als bloß spezifisches Genmaterial weiter. Ebenso geht es um die Vermittlung von Wissensbeständen, Anschauungen, Normen und Wertevorstellungen im Zuge der primären Sozialisation. Das betrifft beispielsweise auch die Namensgebung, auf die bereits eingegangen wurde. Unseren Namen können wir selbst nicht bestimmen – dies übernehmen gewöhnlich unsere Eltern für uns.[115] Dennoch ist er ein unabänderliches Identitätsmerkmal, das uns unser gesamtes Leben begleitet und in den meisten Fällen auch noch lange Zeit danach einen Platz auf unserem Grabstein findet. »So unbefriedigend rudimentär es empfunden werden mag, so ist der Name einer Person dennoch gleichsam der rote Faden, der sich durch die Lebensgeschichte zieht, alle Großtaten und Niederlagen, Hoch-Zeiten, unfreiwilligen Widerfahrnisse und Brüche in der Biografie umgreift. Die auf dem Grabstein und in Todesanzeigen gewählten Größenverhältnisse lassen keinen Zweifel: Entscheidend ist der Name des Verstorbenen, an den sich weiter ausgreifende Würdigungen anlagern.«[116]

In manchen Familien (früher wohl noch etwas häufiger als heutzutage) erhält der erstgeborene Sohn den Vornamen seines Vaters. Er trägt ihn auch nach dem Tod des Vaters weiter und erinnert nicht

114 Z. Bauman (1998), S. 24 f.
115 Vgl. J. Gerhards (2003).
116 M. Herzog (2001), S. 14.

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

zuletzt dadurch an ihn. Hierzu bedarf es allerdings noch nicht einmal des väterlichen Vornamens; es genügt genau genommen schon der Familienname, welchen das Kind mit seiner Geburt erhält. Ein Name bedeutet also weitaus mehr als bloß die Kombination zweier oder mehrerer aneinandergereihter Wörter. Zugleich verbirgt sich hinter ihm ein Hinweis auf die Herkunft seines Trägers, auf dessen *pränatale Historizität*. Im Namen »leben die verstorbenen biologischen Ahnen, die Eltern, Großeltern, Onkel und Tanten etc. weiter oder leben dadurch wieder auf«.[117]

Aus dieser Perspektive betrachtet, erscheint das ›Zur-Welt-Kommen‹ eines Menschen als ein Zeichen des sich immer wieder von neuem reproduzierbaren *Lebens*. Indes bedeutet die Geburt des eigenen Kindes für die Eltern auch in gewisser Hinsicht eine *Konfrontation mit ihrer eigenen Endlichkeit*. So ist das Neugeborene eben nicht nur ein Zeichen des Lebens, sondern darüber hinaus auch ein Zeichen des *Über*lebens. Dadurch, dass wir uns sexuell reproduzieren, ›erzeugen‹ wir etwas, das idealtypischerweise dazu bestimmt ist, uns selbst zu überdauern – von dem wir eines Tages zu Grabe getragen werden. Umso dramatischer erscheint es, wenn nicht Kinder ihre Eltern zu Grabe tragen müssen, sondern umgekehrt. Mit der Zeugung des Nachwuchses ist die wesentliche ›Lebensaufgabe‹ (und wohl auch die einzige, die sich konkret benennen lässt) zumindest im biologischen bzw. evolutionspsychologischen Sinn erfüllt. Einen personifizierten ›Nachfolger‹ zu bekommen, ist daher nicht nur als möglicher Indikator für den ›endgültigen‹ Übergang hin zum Status des Erwachsenen zu verstehen. Hieraus lässt sich zugleich das einfache Prinzip ableiten, dass für jeden der kommt, jemand anderes gehen muss. – Genauso wie die ›Lebensleiter‹ eines Tages verlassen werden muss, um letztendlich ›Platz‹ für die nachfolgenden Jüngeren zu machen.

117 Ebd., S. 15.

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

Engelskulptur mit Trauerspruch; Städtischer Friedhof in Dieburg (Südhessen), 4. Januar 2011.

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

Literaturverzeichnis

Adam, Barbara, *Das Diktat der Uhr. Zeitformen, Zeitkonflikte, Zeitperspektiven*, Frankfurt am Main 2005
Adorno, Theodor W., *Kulturkritik und Gesellschaft*, in: ders., *Gesellschaftstheorie und Kulturkritik*, Frankfurt am Main 1975, S. 46-65
Aka, Christine, *Unfallkreuze. Trauerorte am Straßenrand*, Münster 2007
Ariès, Philippe, *Geschichte des Todes*, Stuttgart 1982a
Ariès, Philippe, *Studien zur Geschichte des Todes im Abendland*, München 1982b
Ariès, Philippe, *Geschichte der Kindheit*, München 1998
Arndt, Christiane, *Der reproduzierte Tod. Leichenfotografie im 19. Jahrhundert*, in: *Fotogeschichte*, 97/25 (2005), S. 47-56
Assig, Sylvie, *Waldesruh statt Gottesacker. Der Friedwald als neues Bestattungskonzept. Eine kulturwissenschaftliche Spurensuche*, Stuttgart 2007
Assmann, Aleida/**Weinberg**, Manfred/**Windisch**, Martin (Hg.), *Medien des Gedächtnisses*, Stuttgart 1998
Assmann, Jan, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 2002
Assmann, Jan, *Thomas Mann und Ägypten. Mythos und Monotheismus in den Josephsromanen*, München 2006
Bärnthol, Renate, *Pflanzen im Beerdigungsbrauchtum, auf Gräbern und Friedhöfen im ländlichen Franken*, in: *Trauer und Hoffnung. Sterbebräuche, Totengedenken und Auferstehungsglaube in evangelischen Gemeinden*, hg. von Andrea Thurnwald, Bad Windsheim 2003, S. 43-64
Bachmann-Medick, Dorris, *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek 2010
Bahr, Hans-Dieter, *Den Tod denken*, München 2002
Balint, Michael, *Angstlust und Regression*, Stuttgart 1999
Barthes, Roland, *Die helle Kammer. Bemerkungen zur Photographie*, Frankfurt am Main 1989
Barthes, Roland, *Über Fotografie. Interview mit Angelo Schwarz und Guy Mandery*, in: *Paradigma Fotografie*, hg. von Herta Wolf, Frankfurt am Main 2002, S. 82-88
Batchen, Geoffrey, *Forget me not. Photography and Remembrance*, Princeton 2004
Bauman, Zygmunt, *Tod, Unsterblichkeit und andere Lebensstrategien*, Frankfurt am Main 1994
Bauman, Zygmunt, *Über den postmodernen Gebrauch der Sexualität*, in: *Sexualität und Spätmoderne. Über den kulturellen Wandel der Sexualität*, hg. von Gunther Schmidt/Marie-Luise Angerer, Stuttgart 1998, S. 17-35
Beck, Klaus, *Medien und die soziale Konstruktion von Zeit. Über die Vermittlung von gesellschaftlicher Zeitordnung und sozialem Zeitbewusstsein*, Opladen 1994

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

Beck, Ulrich, *Eigener Tod – eigenes Leben: Vergänglichkeitshoffnungen,* in: *Eigenes Leben. Ausflüge in die unbekannte Gesellschaft, in der wir leben*, hg. von ders./Ulf Erdmann-Ziegler, München 1997, S. 124-129
Benjamin, Walter, *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Drei Studien zur Kunstsoziologie*, Frankfurt am Main 1969
Benkel, Thorsten, *Die Signaturen des Realen. Bausteine einer soziologischen Topographie der Wirklichkeit*, Konstanz 2007
Benkel, Thorsten, *Soziale Welt und Fiktionalität. Chiffren eines Spannungsverhältnisses*, Hamburg 2008a
Benkel, Thorsten, *Der subjektive und der objektive Tod. Ein Beitrag zur Thanatosoziologie*, in: *Psychologie und Gesellschaftskritik* 32 (2008b), S. 131-153
Benkel, Thorsten, *Der Siegeszug des Visuellen und die (Ent-)Modernisierung*, in: *Zeitschrift für kritische Theorie* 28/29 (2009), S. 201-217
Benkel, Thorsten, *Die Sichtbarkeiten des Frankfurter Bahnhofsviertels. Ein soziologischer Rundgang*, in: *Devianz im öffentlichen Raum. Das Frankfurter Bahnhofsviertel*, hg. von ders., Wiesbaden 2010, S. 15-100
Benkel, Thorsten, *Augen ohne Gesicht. Videoüberwachung zwischen Kontrolltechnik und Ordnungsutopie*, in: *Überwachungspraxen? Praktiken der Überwachung. Analysen zum Verhältnis von Alltag, Technik und Kontrolle*, hg. von Nils Zurawski, Opladen 2011, S. 102-116
Berger, Peter, *Einladung zur Soziologie. Eine humanistische Perspektive*, Olten/Freiburg 1969
Berger, Peter, *Zur Dialektik von Religion und Gesellschaft*, Frankfurt am Main 1973
Berger, Peter/**Luckmann**, Thomas, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt am Main 1969
Blumenberg, Hans, *Lebenszeit und Weltzeit*, Frankfurt am Main 1986
Böhme, Hartmut, *Der Wettstreit der Medien im Andenken der Toten*, in: *Der zweite Blick. Bildgeschichte und Bildreflexion*, hg. von Hans Belting/Dietmar Kamper, Berlin 2000, S. 24-42
Bogusch, Gottfried/**Graf**, Renate/**Schnalke**, Thomas (Hg.), *Auf Leben und Tod. Beiträge zur Diskussion um die Ausstellung ›Körperwelten‹*, Darmstadt 2003
Bourdieu, Pierre et al., *Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Photographie*, Frankfurt am Main 1983
Brandt, Ahasver von, *Werkzeug des Historikers. Eine Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften*, Stuttgart 1998
Brändle, Ilka, *Fingernägel, Haare, Fotos. Das Foto als Relikt des Körpers*, in: *Kulturen des Bildes*, hg. von Birgit Mersmann/Martin Schulz, München 2006, S. 265-283
Brauner, Wolfgang, *Über das Wissen um den eigenen Tod*, Tianjin 2005
Brocher, Tobias, *Wenn Kinder trauern. Wie sprechen wir über den Tod?*, Zürich 1980
Burri, Regula Valérie, *Aktuelle Perspektiven soziologischer Bildforschung. Zum visual turn in der Soziologie*, in: *Soziologie* 38 (2009), S. 24-39
Buschhaus, Markus, *Tatort Künstlerbuch. Sterben und Erinnern in Hans Peter Feldmanns ›Die Toten‹*, in: *Die neue Sichtbarkeit des Todes*, hg. von Thomas Macho/Kristin Marek, München 2007, S. 81-102

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

Carroll, Noel, *Auf dem Weg zu einer Ontologie des bewegten Bildes*, in: *Philosophie des Films*, hg. von Dimitri Liebsch, Paderborn 2005, S. 155-175
Cavell, Stanley, *The World Viewed. Reflections on the Ontology of Film*, Cambridge, 1979
Cioran, Émile Michel, *Der zersplitterte Fluch*, Frankfurt am Main 1987
Degele, Nina, *Sportives Schmerznormalisieren. Zur Begegnung von Körper- und Sportsoziologie*, in: *body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*, hg. von Robert Gugutzer, Bielefeld 2005, S. 141-161
Dekkers, Midas, *An allem nagt der Zahn der Zeit. Vom Reiz der Vergänglichkeit*, München 2001
Demmel, Fritz, *Das Sterbebildchen – die letzte Visitenkarte*, in: *Das Mühlrad* 33 (1991), S. 139-166
Dilthey, Wilhelm, *Weltanschauungslehre*, Göttingen 1970.
Draaisma, Douwe, *Warum das Leben schneller vergeht, wenn man älter wird. Von den Rätseln unserer Erinnerung*, Frankfurt am Main 2004
Durkheim, Émile, *Die elementaren Formen des religiösen Lebens*, Frankfurt am Main 1981
Durkheim, Émile, *Der Selbstmord*, Frankfurt am Main 1999
Eckkrammer, Eva Martha, *Die Todesanzeige als Spiegel kultureller Konventionen*, Bonn 1996
Eco, Umberto (Hg.), *Die Geschichte der Hässlichkeit*, München 2010
Elias, Norbert, *Über die Zeit*, Frankfurt am Main 1984
Elias, Norbert, *Die Gesellschaft der Individuen,* Frankfurt am Main 1987
Elias, Norbert, *Über die Einsamkeit der Sterbenden in unseren Tagen*, in: *Gesammelte Schriften*, Bd. 6, Frankfurt am Main 2002, S. 9-90
Erikson, Erik, *Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze*, Frankfurt am Main 1973
Eschen, Fritz, *Das letzte Portrait. Totenmasken berühmter Persönlichkeiten aus Geschichte und Gegenwart*, Berlin 1967
Feldmann, Hans Peter, *Die Toten, 1967-1993. Studentenbewegung, APO, Baader-Meinhof, Bewegung 2. Juni, Revolutionäre Zellen, RAF...*, Düsseldorf 1998
Feldmann, Klaus, *Tod und Gesellschaft. Sozialwissenschaftliche Thanatologie im Überblick*, Wiesbaden 2004
Fischer, Norbert, *Wie wir unter die Erde kommen. Sterben und Tod zwischen Trauer und Technik*, Frankfurt am Main 1997
Fischer, Norbert, *Digitale Trauer. Die Gedenkstätten des World Wide Web*, in: *Ohlsdorf. Zeitschrift für Trauer* 76 (2002), S. 15-17
Fischer, Norbert, *Auf dem Weg zu einer neuen Bestattungskultur*, in: *Raum für Tote. Die Geschichte der Friedhöfe in Deutschland*, hg. von der Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal e. V. Zentralinstitut und Museum für Sepulkralkultur Kassel, Braunschweig 2003, S. 225-238
Fleischanderl, Robert, *Auferstehung und Tod des Augenblicks. Anmerkungen zu einem Paradoxon der Fotografie*, in: *Fotogeschichte* 78/20 (2000), S. 89-96
Frank, Anne, *Tagebuch*, Frankfurt am Main 2006
Freud, Sigmund, *Vergänglichkeit*, in: *Studienausgabe*, Bd. 10, Frankfurt am Main 1969, S. 223-229

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

Freud, Sigmund, *Trauer und Melancholie*, in: *Studienausgabe*, Bd. 3, Frankfurt am Main 1975a, S. 193-211
Freud, Sigmund, *Jenseits des Lustprinzips*, in: *Studienausgabe*, Bd. 3, Frankfurt am Main 1975b, S. 213-272
Freud, Sigmund, *Zeitgemäßes über Krieg und Tod*, in: *Studienausgabe*, Bd. 9, Frankfurt am Main 1982a, S. 33-60
Freud, Sigmund, *Das Unbehagen in der Kultur*, in: *Studienausgabe*, Bd. 9, Frankfurt am Main 1982b, S. 191-270.
Freud, Sigmund, *Abriss der Psychoanalyse. Einführende Darstellungen*, Frankfurt am Main 2004
Fuchs, Werner, *Todesbilder in der modernen Gesellschaft*, Frankfurt am Main 1969
Fuchs-Heinritz, Werner, *Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden,* Wiesbaden 2005
Gallini, Clara, *Le rituel médiatique*, in: *Vers une Ethnologie du present*, hg. von Gérard Althabe et al., Paris 1992, S. 117-126
Geimer, Peter, *Fotos, die man nicht zeigt. Probleme mit Schockbildern,* in: *Fotografische Leidenschaften*, hg. von Katharina Sykora/Ludger Derenthal/Esther Ruelfs, Marburg 2006, S. 245-257
Gennep, Arnold van, *Übergangsriten*, Frankfurt am Main/New York, 2005
Gerhards, Jürgen, *Die Moderne und ihre Vornamen. Eine Einladung in die Kultursoziologie*, Wiesbaden 2003
Gernig, Kerstin, *Das letzte Foto*, in: *bestattungskultur* 11/55 (2003), S. 6-7
Gerstenkorn, Uwe/**Schiblisky**, Michael, *Abschiedsrituale, religiöse Formen*, in: *Sterben, Tod und Trauer. Handbuch für Begleitende*, hg. von Johann-Christoph Student, Freiburg 2004, S. 13-18
Geser, Hans, *›Yours virtually Forever.‹ Elektronische Grabstätten im Internet*, in: Die Veröffentlichung des Privaten. Die Privatisierung der Öffentlichkeit, hg. von Kurt Imhof/Peter Schulz, Opladen 1998, S.120-135
Geser, Hans, *Virtuelle Gedenkstätten im World Wide Web. Entsteht im Internet eine neue Todeskultur?*, in: *Last minute. Ein Buch zu Sterben und Tod*, hg. von Stapferhaus Lenzburg, Baden 2002, S. 228-240
Görke-Sauer, Martina, *Welche Rolle spielen Fotos für die Trauer?*, in: *bestattungskultur* 11 (2003), S. 28
Goffman, Erving, *Geschlecht und Werbung*, Frankfurt am Main 1981
Groß, Dominik/**Grande**, Jasmin (Hg.), *Objekt Leiche. Technisierung, Ökonomisierung und Inszenierung toter Körper*, Frankfurt am Main 2010
Groß, Dominik/**Ziefle**, Martina, *Im Dienst der Unsterblichkeit? Der eigene Leichnam als Mittel zum Zweck*, in: *Objekt Leiche. Technisierung, Ökonomisierung und Inszenierung toter Körper*, hg. von Dominik Groß/Jasmin Grande, Frankfurt am Main 2010, S. 545-581
Grün, Anselm, *Abschied*, in: *Sterben, Tod und Trauer*, hg. von Johann-Christoph Student, Freiburg 2004, S. 7-12
Guthmann, Jens, *Gemalte und fotografierte Bilder von Toten. Vom Erinnerungsbild zum Gegenstand der zeitgenössischen Fotografie*, in: *Friedhof und Denkmal* 1 (2005), S. 26-37

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

Hahn, Alois, *Identität und Selbstthematisierung*, in: *Selbstthematisierung und Selbstzeugnis. Bekenntnis und Geständnis*, hg. von ders./Volker Kapp, Frankfurt am Main 1987, S. 9-24
Hahn, Alois, *Rede- und Schweigeverbote*, in: *Kultur und Gesellschaft. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 43 (1991) S. 86-105
Hahn, Alois, *Tod und Sterben in soziologischer Sicht*, in: *Tod, Jenseits und Identität. Perspektiven einer kulturwissenschaftlichen Thanatologie*, hg. von Jan Assmann/Rolf Trauzettel, Freiburg 2002, S. 55-89
Halbwachs, Maurice, *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*, Berlin/Neuwied 1966
Happe, Barbara, *Portraitfotografien auf Grabsteinen. Ein Streitpunkt in der zeitgenössischen Grabmalgestaltung*, in: *Schwäbische Heimat* 3/44 (1993), S. 220-226
Happe, Barbara, *Anonyme Bestattungen erschweren das kollektive Gedächtnis an die Toten*, in: *Sterben – Tod – Begräbnis. Schriften des Collegium Europaeum Jenense*, hg. von Dieter Jorke, Jena 1997, S. 56-67
Haubl, Rolf, *Neidisch sind immer nur die anderen. Über die Unfähigkeit, zufrieden zu sein*, München 2001
Heidegger, Martin, *Sein und Zeit*, Tübingen 2001
Heinz, Walter R., *Der Lebenslauf*, in: *Lehrbuch der Soziologie*, hg. von Hans Joas, Frankfurt am Main 2003, S. 145-168
Helmers, Sabine, *Tabu und Faszination. Über die Ambivalenz der Einstellung zu den Toten*, Berlin 1989
Helmers, Traute, *Anonym unter grünem Rasen. Eine kulturwissenschaftliche Studie zu neuen Formen von Begräbnis- und Erinnerungspraxis auf Friedhöfen*, Oldenburg 2004
Hempel, Leon/**Metelmann**, Jörg (Hg.), *Bild – Raum – Kontrolle. Videoüberwachung als Zeichen gesellschaftlichen Wandels*, Frankfurt am Main 2005
Hermelink, Jan, *Bestattungsfeiern im Horizont christlicher Tradition*, in: *Bestattungskultur – Zukunft gestalten*, hg. von Kerstin Gernig, Düsseldorf 2004, S. 85-93
Hertel, Michael, *Totenmasken. Was vom Leben und Sterben bleibt*, Stuttgart 2002
Hermes da Fonseca, Liselotte/**Kliche**, Thomas (Hg.), *Verführerische Leichen – verbotener Verfall. ›Körperwelten‹ als gesellschaftliches Schlüsselereignis*, Lengerich 2006
Herzog, Markwart, *Totengedenken und Interpretation*, in: *Totengedenken und Trauerkultur. Geschichte und Zukunft des Umgangs mit Verstorbenen*, hg. von ders., Stuttgart 2001, S. 11-20
Heydecker, Joe, *Das Warschauer Ghetto. Fotodokumente eines deutschen Soldaten aus dem Jahr 1941*, München 1999
Hochschild, Arlie Russell, *Das gekaufte Herz. Die Kommerzialisierung der Gefühle*, Frankfurt am Main 2006
Holford-Strevens, Leofranc, *Kleine Geschichte der Zeitrechnung und des Kalenders*, Stuttgart 2008
Holzer, Anton, *Im Oval. Fotografien am Friedhof*, in: *Archive des Alltags* 10 (1999), S. 23-31
Hosselmann, Birgit, *Todesanzeigen als memento mori. Eine empirische Untersuchung von Todesanzeigen der Gegenwart*, Altenberge 2003

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

Hüppauf, Bernd/**Weingart**, Peter (Hg.), *Frosch und Frankenstein. Bilder als Medium der Popularisierung von Wissenschaft*, Bielefeld 2009
Hurrelmann, Klaus, *Lebensphase Jugend*, Weinheim 1994
Husserl, Edmund, *Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins (Husserliana X)*, Den Haag 1966
Jahoda, Maria/**Lazarsfeld**, Paul Felix/**Zeisel**, Hans, *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit*, Frankfurt am Main 2007
Jankélévitch, Vladimir, *Der Tod*, Frankfurt am Main 2005
Kollewe, Carolin/**Schenkel**, Elmar, *Alter: unbekannt. Über die Vielfalt des Älterwerdens. Internationale Perspektiven*, Bielefeld 2011
Kaufmann, Jean-Claude, *Frauenkörper – Männerblicke. Soziologie des Oben-ohne*, Konstanz 2006
King, Barry, *Über die Arbeit des Erinnerns. Die Suche nach dem perfekten Moment*, in: *Diskurse der Fotografie. Fotokritik am Ende des fotografischen Zeitalters*, hg. von Herta Wolf, Frankfurt am Main 2003, S. 173-214
King, David, *Stalins Retuschen. Foto- und Kunstmanipulation in der Sowjetunion*, Hamburg 1997
Kipar, Mechthild, *Penne ade! Festaktivitäten zum Abitur. Zwischen Tradition und Suche nach neuen Formen*, Münster 1994
Klein, Stefan, *Zeit. Der Stoff aus dem das Leben ist*, Frankfurt am Main 2008
Kleinschmidt, Nina/**Wagner**, Henri, *Endlich unsterblich? Gunther von Hagens – Schöpfer von Körperwelten*, Berlin 2000
Knoblauch, Hubert/**Schmied**, Ina/**Schnettler**, Bernd, *Die wissenschaftliche Erforschung der Todesnäheerfahrung*, in: *Todesnähe. Wissenschaftliche Zugänge zu einem außergewöhnlichen Phänomen*, hg. von Hubert Knoblauch/Hans-Georg Soeffner, Konstanz 1999, S. 9-30
Knoblauch, Hubert, *Berichte aus dem Jenseits. Mythos und Realität der Nahtod-Erfahrung*, Freiburg 2002
Koch, Gertrud, *Affekt oder Effekt. Was haben Bilder, was Worte nicht haben?*, in: *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*, hg. von Harald Welzer, Hamburg 2001, S. 123-133
Köster, Magdalena, *Den letzten Abschied selbst gestalten. Alternative Bestattungsformen*, Berlin 2008
Kohli, Martin (Hg.), *Soziologie des Lebenslaufs*, Darmstadt/Neuwied 1978
Kondratowitz, Hans Joachim von, *Vielfalt und Unberechenbarkeit des Alters. Wie die Vorstellung von den Neuen Alten entstand, die Diskussion prägte und nun sich (vielleicht) verabschieden muss*, Vortrag im Rahmen der Tagung *60plus – Die ›neuen Alten‹. Hofiert, verkannt, verunsichert*, ›Katholische Akademie in Bayern‹, Passau, Januar 2004 (www.ku-eichstaett.de/Fakultaeten/RPF/professuren/gemeindearbeit/reader/readerGI/HF_sections/content/60plus.pdf; letzter Zugriff am 28. Februar 2011.)
Kruse, Christiane, *Vom Ursprung der Bilder aus der Furcht vor Tod und Vergessen*, in: *Bilder. Ein (neues) Leitmedium?*, hg. von Torsten Hoffmann/Gabriele Rippl, Göttingen 2006, S. 15-42

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

Küchler, Susanne, *Totenrituale und ihre Objekte*, in: *Totenkulte. Kulturelle und literarische Grenzgänge zwischen Leben und Tod*, hg. von Patrick Eiden/Nacim Ghanbari/Tobias Weber/Martin Zillinger, Frankfurt am Main/New York 2006, S. 193-215
Lage-Müller, Kathrin von der, *Text und Tod. Eine handlungstheoretisch orientierte Textsortenbeschreibung am Beispiel der Todesanzeige in der deutschsprachigen Schweiz*, Tübingen 1995
Landsberg, Paul Ludwig, *Die Erfahrung des Todes*, Franfurt am Main 1973
Langbein, Ulrike, *Geerbte Dinge. Soziale Praxis und symbolische Bedeutung des Erbens*, Köln 2002
Langenmayr, Arnold, *Trauer und Trauerverarbeitung aus psychologischer Sicht*, in: *Totengedenken und Trauerkultur. Geschichte und Zukunft des Umgangs mit Verstorbenen*, hg. von Markwart Herzog, Stuttgart 2001, S. 23-39
Lauter, Hans, *Alt werden ohne alt zu sein? Von der Utopie ewiger Jugend*, Vortrag im Rahmen der Tagung *60plus – Die ›neuen Alten‹. Hofiert, verkannt, verunsichert*, ›Katholische Akademie in Bayern‹, Passau, Januar 2004 (www.ku-eichstaett.de/Fakultaeten/RPF/professuren/gemeindearbeit/reader/readerGI/HF_sections/content/60plus.pdf; letzter Zugriff am 28. Februar 2011.)
Lebeck, Robert, *In Memoriam. Fotografien auf Gräbern*, Dortmund 1980
Lehr, Ursula, *Altern aus psychologischer Sicht*, in: *Was ist Altern? Eine Analyse aus interdisziplinärer Perspektive*, hg. von Franz Böhmer, Frankfurt am Main 2000, S. 33-50
Levine, Robert, *Eine Landkarte der Zeit. Wie Kulturen mit Zeit umgehen*, München 1998
Lewis, Penelope/**Critchley**, Hugo, *Mood-dependent memory*, in: *Trends in Cognitive Sciences* 7 (2003), S. 431-433
Lindemann, Gesa, *Die Grenzen des Sozialen. Zur sozio-technischen Konstruktion von Leben und Tod in der Intensivmedizin*, München 2002
Lorenz, Maren, *Leibhaftige Vergangenheit. Einführung in die Körpergeschichte*, Tübingen 2000
Löwer, Andrea (Hg.), *Kreuze am Straßenrand. Verkehrstod und Erinnerungskultur*, Frankfurt am Main 1999
Lübbe, Hermann, *Die schwarze Wand der Zukunft*, in: *Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit*, hg. von Ernst Fischer, München/Zürich 1991, S. 17-47
Luhmann, Niklas, *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt 1984
Luhmann, Niklas, *Die Zukunft kann nicht beginnen. Temporalstrukturen der modernen Gesellschaft*, in: *Vor der Jahrtausendwende. Berichte zur Lage der Zukunft*, Bd. 1, hg. von Peter Sloterdijk, Frankfurt 1990, S. 119-150
Luhmann, Niklas, *Beobachtungen der Moderne*, Opladen 1992
Lutz, Helga, *›Doppelt tot‹. Die Toten und ihre Bilder*, in: *Six feet under. Autopsie unseres Umgangs mit Toten*, hg. vom Kunstmuseum Bern, Bielefeld/Leipzig 2006, S. 28-41
Maas, Ellen, *Photographisches Totengedenken*, in: *Sterben und Tod in der Medizin*, hg. von Bernhard Knupp/Wolfgang Stille, Stuttgart 1996, S. 56-65

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

Macho, Thomas/**Marek**, Kristin (Hg.), *Die neue Sichtbarkeit des Todes*, München 2007
Mackenthun, Gerald, *Bürgervertrauen oder Panik vor der Zukunft?*, Vortrag im Rahmen der Feierlichkeiten zum Stadtjubiläum *800 Jahre Dresden* am 3. November 2006 (Manuskript verfügbar unter: home.arcor.de/g.mackenthun/lect/Angst-Zukunft-Vertrauen.pdf; letzter Zugriff am 28. Februar 2011.)
Mann, Thomas, *Lob der Vergänglichkeit*, in: *Gesammelte Werke*, Bd. 10, Frankfurt am Main 1960
Marx, Karl, *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*, Bd. 1, Frankfurt am Main 1966
Meitzler, Matthias, *Die Wahl der Qual. Lustvoller Schmerz als sexuelle Dienstleistung*, in: *Devianz im öffentlichen Raum. Das Frankfurter Bahnhofsviertel*, hg. von Thorsten Benkel, Wiesbaden 2010, S. 277-305
Merleau-Ponty, Maurice, *Das Auge und der Geist*, in: ders., *Das Auge und der Geist*, Hamburg 1984, S. 13-43
Metz, Christian, *Foto, Fetisch*, in: *Diskurse der Fotografie. Fotokritik am Ende des fotografischen Zeitalters*, hg. von Herta Wolf, Frankfurt am Main 2003, S. 215-225
Meyer, Christine, *Altern und Zeit. Der Einfluss des demographischen Wandels auf Zeitstrukturen*, Wiesbaden 2008
Mezger, Wolfgang, *Bräuche der Abiturienten. Vom Kartengruß zum Supergag; ein Beitrag zur Schülervolkskunde*, Konstanz 1993
Minois, Georges, *Geschichte der Zukunft*, Düsseldorf/Zürich 1998
Möhle, Marion/**Glatzer**, Wolfgang, *Alterungsprozesse von Gesellschaften*, in: *Soziologie und Alter(n). Neue Konzepte für Forschung und Theorieentwicklung*, hg. von Gertrud Backes, Opladen 2000, S. 63-77
Möller, Petra, *Todesanzeigen. Eine Gattungsanalyse*, Gießen 2009 (http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2009/6988/; letzter Zugriff am 28. Februar 2011.)
Moody, Raymond, *Blick hinter den Spiegel. Botschaften aus der anderen Welt*, München 1994
Morgan, John D., *Der historische und gesellschaftliche Kontext von Sterben, Tod und Trauer*, in: *Sterben, Tod und Trauer*, hg. von Joachim Wittkowski, Stuttgart 2003, S. 14-30
Nassehi, Armin/**Weber**, Georg, *Zu einer Theorie biographischer Identität. Epistemologische und systemtheoretische Argumente*, in: *BIOS* 3 (1990), Heft 2, S. 153-187
Nassehi, Armin/**Saake**, Irmhild, *Kontexturen des Todes. Eine Neubestimmung soziologischer Thanatologie,* in: *Thanatosoziologie. Tod, Hospiz und die Institutionalisierung des Sterbens*, hg. von Hubert Knoblauch/Arnold Zingerle, Berlin 2005, S. 31-54
Nassehi, Armin, *Die Zeit der Gesellschaft. Auf dem Weg zu einer soziologischen Theorie der Zeit*, Wiesbaden 2008
Nave-Herz, Rosemarie, *Die Hochzeit. Ihre heutige Sinnzuschreibung seitens der Eheschließenden: eine empirisch-soziologische Studie*, Würzburg 1997
Neugarten, Bernice/**Moore**, Joan/**Lowe**, John, *Altersnormen, Alterszwänge und Erwachsenensozialisation*, in: *Soziologie des Lebenslaufs*, hg. von Martin Kohli, Darmstadt/Neuwied 1978, S. 122-133

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

Nölke, Matthias/**Sprang**, Christian, *Aus die Maus. Ungewöhnliche Todesanzeigen*, Köln 2009
Nölke, Matthias/**Sprang**, Christian, *Wir sind unfassbar. Neue ungewöhnliche Todesanzeigen*, Köln 2010
Oevermann, Ulrich, *Zur Sache. Die Bedeutung von Adornos methodologischem Selbstverständnis für die Begründung einer materialen soziologischen Strukturanalyse*, in: *Adorno-Konferenz 1983*, hg. von Ludwig von Friedeburg/Jürgen Habermas, Frankfurt am Main 1986, S. 234-289
Oevermann, Ulrich, *Ein Modell der Struktur von Religiosität. Zugleich ein Modell von Lebenspraxis und von sozialer Zeit*, in: *Biographie und Religion. Zwischen Ritual und Selbstsuche*, hg. von Monika Wohlrab-Sahr, Frankfurt am Main 1995, S. 27-102
Oevermann, Ulrich, Vortrag im Rahmen der Veranstaltung *Modernisierungspotenziale im Monotheismus und Modernisierungsblockaden im fundamentalistischen Islamismus*, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 15. November 2007
Ohler, Norbert, *Sterben und Tod im Mittelalter*, München 1990
Paltzer, Rolf Alan, *In Bildern den Tod überdauern*, in: *Art* 12 (1979), S. 80-86
Pauls, Christa/**Sanneck**, Uwe/**Wiese**, Anja, *Rituale der Trauer,* Hamburg 2003
Pesch, Andreas, *›Die Auferstehung des hautnackten Leibes‹. Legitimationsstrategien der Ausstellung ›Körperwelten‹*, in: *Die neue Sichtbarkeit des Todes*, hg. von Thomas Macho/Kristin Marek, München 2007, S. 371-395
Phillips, Adam, *Darwins Würmer und Freuds Tod. Über den Sinn des Vergänglichen*, Göttingen 2007
Picard, Max, *Das letzte Antlitz*, München 1959
Pieper, Karl-Josef, *Lebensalter als soziales Strukturmerkmal. Ein Beitrag zur Entwicklung einer soziologischen Theorie der Lebensalter*, Freiburg 1981
Platon, *Politeia*, in: ders., *Sämtliche Werke* (Übersetzung von Friedrich Schleiermacher), Bd. 2, Reinbek 2002, S. 195-537
Raab, Jürgen, *Visuelle Wissenssoziologie. Theoretische Konzeption und materiale Analysen*, Konstanz 2008
Rader, Olaf, *Damnatio corporis – damnatio memoriae: Zur Logik politischer Leichenschändungen*, in: *Die neue Sichtbarkeit des Todes*, hg. von Thomas Macho/Kristin Marek, München 2007, S. 41-57
Richter, Horst-Eberhard, *Der Gotteskomplex. Die Geburt und die Krise des Glaubens an die Allmacht des Menschen*, Gießen 1979
Richter, Horst-Eberhard/**Beckmann**, Dieter, *Herzneurose*, Gießen 2003
Ries, Gerhard, *Damnatio memoriae. Die Vernichtung des Andenkens an Verstorbene in Politik und Strafrecht*, in: *Totengedenken und Trauerkultur. Geschichte und Zukunft des Umgangs mit Verstorbenen*, hg. von Markwart Herzog, Stuttgart 2001, S. 237-248
Rosa, Hartmut, *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*, Frankfurt am Main 2005
Rosof, Barbara, *Wenn ein Kind stirbt. Wie Familien mit Tod und Trauer umgehen*, München 1998
Rupnow, Dirk, *Vernichten und Erinnern. Spuren nationalsozialistischer Gedächtnispolitik*, Göttingen 2005

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

Saake, Irmhild, *Die Konstruktion des Alters. Eine gesellschaftstheoretische Einführung in die Alternsforschung*, Wiesbaden 2006
Schäfer, Gereon/**Westermann**, Stefanie/**Groß**, Dominik, *Do ut des? Zur Motivation von »Körperspendern« und zur Funktion des toten Körpers*, in: *Objekt Leiche. Technisierung, Ökonomisierung und Inszenierung toter Körper*, Frankfurt am Main 2010, S. 519-544
Schetsche, Michael, *Das Internet, das sexuelle Geheimnis und das Ende der Pornografie*, in: *Soziale Dimensionen der Sexualität*, hg. von Thorsten Benkel/Fehmi Akalin, Gießen 2010, S. 319-337
Schmölders, Claudia, *Die Totenmaske. Zum Reliquiar der Physiognomik*, in: *Tod, Jenseits und Identität. Perspektiven einer kulturwissenschaftlichen Thanatologie*, hg. von Jan Assmann/Rolf Trauzettel, Freiburg 2002, S. 173-192
Schnelle-Schneyder, Marlene, *Photographie und Wahrnehmung*, Marburg 1990
Schonig, Bruno, *Arbeiterkindheit, Kindheit und Schulzeit in Arbeiterlebenserinnerungen*, Bensheim 1979
Schroer, Markus, *Zur Soziologie des Körpers*, in: *Soziologie des Körpers*, hg. von ders., Frankfurt am Main 2005, S. 7-47
Schroeter, Klaus, *Altersstrukturwandel als ›ungeplanter Prozess‹*, in: *Soziologie und Alter(n). Neue Konzepte für Forschung und Theorieentwicklung*, hg. von Gertrud Backes, Opladen 2000, S. 79-108
Schües, Christina, *Philosophie des Geborenseins*, Freiburg/München 2008
Schütz, Alfred, *Schelers Theorie der Intersubjektivität und die Generalthese vom Alter Ego*, in: *Gesammelte Aufsätze*, Bd.1, Den Haag 1971a, S. 174-206
Schütz, Alfred, *Symbol, Wirklichkeit und Gesellschaft,* in: *Gesammelte Aufsätze*, Bd.1, Den Haag 1971b, S. 331-411
Schütz, Alfred, *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*, Frankfurt am Main 1991
Schütz, Alfred/**Luckmann**, Thomas, *Strukturen der Lebenswelt*, Konstanz 2003
Schulz, Martin, *Die Sichtbarkeit des Todes in der Fotografie*, in: *Die neue Sichtbarkeit des Todes*, hg. von Thomas Macho/Kristin Marek, München 2007, S. 401-425
Schwartz, Hillel, *Déja vu. Die Welt im Zeitalter ihrer tatsächlichen Reproduzierbarkeit*, Berlin 2000
Schwibbe, Gudrun/**Spieker**, Ira, *Virtuelle Friedhöfe*, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 95 (1999), S. 220-245
Siggelkow, Ingeborg (Hg.), *Gedächtnisarchitektur. Formen privaten und öffentlichen Gedenkens*, Frankfurt am Main 2001
Simmel, Georg, *Zur Metaphysik des Todes*, in: *Aufsätze und Abhandlungen 1909-1918*, Bd. 1, Frankfurt am Main 2001, S. 81-96
Simmel, Georg, *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Frankfurt am Main 1999
Sörries, Reiner, *Friedhofskultur am Straßenrand. Gedenkzeichen für Unfallopfer*, in: *Deutsche Friedhofskultur* 85/3 (1995), S. 84-86
Sörries, Reiner, *Alternative Bestattungen. Formen und Folgen*, Frankfurt am Main 2008
Sofsky, Wolfgang, *Traktat über die Gewalt*, Frankfurt am Main 2005
Sommer, Manfred, *Lebenswelt und Zeitbewusstsein*, Frankfurt am Main 1990

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

Sontag, Susan, *Über Fotografie*, München 1978
Stanko, Lucia/**Ritsert**, Jürgen, *Zeit als Kategorie der Sozialwissenschaften*, Münster 1994
Stubbe, Hannes, *Formen der Trauer*, Berlin 1985
Stumberger, Rudolf, *Klassen-Bilder: Sozialdokumentarische Fotografie 1900-1945*, Konstanz 2007
Stumberger, Rudolf, *Klassen-Bilder II: Sozialdokumentarische Fotografie 1945-2000*, Konstanz 2010
Sudnow, David, *Organisiertes Sterben. Eine soziologische Untersuchung*, Frankfurt am Main 1973
Sykora, Katharina, *Die Tode der Fotografie*, Bd. 1: *Totenfotografie und ihr sozialer Gebrauch*, München/Paderborn 2009
Tag, Brigitte/**Groß**, Dominik (Hg.), *Der Umgang mit der Leiche. Sektion und toter Körper in internationaler und interdisziplinärer Perspektive*, Frankfurt am Main 2010
Taschen, Angelika (Hg.), *Schönheitschirurgie. Aesthetic Surgery*, Köln 2008
Tews, Hans Peter, *Soziologie des Alterns*, Stuttgart 1971
Thieme, Frank, *Alter(n) in der alternden Gesellschaft. Eine soziologische Einführung in die Wissenschaft vom Alter(n)*, Wiesbaden 2008
Tinapp, Sybilla, *Visuelle Soziologie. Eine fotografische Ethnografie zu Veränderungen im kubanischen Alltagsleben*, Konstanz 2005 (www.ub.uni-konstanz.de/kops/volltexte/2006/1947/pdf/Doktorarbeit_Teil_2_Kommentarband_Aug06.pdf; letzter Zugriff am 28. Februar 2011.)
Tugendhat, Ernst, *Über den Tod*, Frankfurt am Main 2006
Turner, Victor, *Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur*, Frankfurt 2005
Venne, Martin, *Anonym Bestatten – Digital Gedenken*, in: *Friedhof und Denkmal* 44 (1999), S. 17-24
Viidik, Andrus, *Was ist altern? – Eine allgemeine Sicht der Frage mit Betonung biologischer Aspekte*, in: *Was ist Altern? Eine Analyse aus interdisziplinärer Perspektive*, hg. von Franz Böhmer, Frankfurt am Main 2000, S. 17-31
Volkan, Vamik, *Linking Objects and Linking Phenomena*, New York 1981
Wanke, Joachim et al. (Hg.), *Friedhof – Adé? Die Bestattungskultur des 21. Jahrhunderts*, Mannheim 2006
Weber, Max, *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*, Tübingen 1976
Weber, Max, *Wissenschaft als Beruf*, in: ders., *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, Tübingen 1988, S. 582-613
Weidler, Eberhard, *Plötzliche Todesfälle*, in: *Sterben, Tod und Trauer. Handbuch für Begleitende*, hg. von Johann-Christoph Student, Freiburg 2004, S. 181-186
Weigand, Katharina, *Kriegerdenkmäler. Öffentliches Totengedenken zwischen Memoria-Stiftung und Politik*, in: *Totengedenken und Trauerkultur. Geschichte und Zukunft des Umgangs mit Verstorbenen*, hg. von Markwart Herzog, Stuttgart 2001, S. 201-218
Wetz, Franz Josef/**Tag**, Brigitte (Hg.), *Schöne Neue Körperwelten. Der Streit um die Ausstellung*, Stuttgart 2001
Winkler, Willi, *Die Geschichte der RAF*, Reinbek 2008

© Verlag Dr. Kovač
Lizenziert für die Webseite www.thanatologie.eu

Wilson, Markus, *Zeichen des Todes. Trauertracht und Trauerkleidung*, in: *Tod und Gesellschaft. Tod im Wandel*, hg. von Christoph Daxelmüller et al., Regensburg 1996, S. 107-110
Winnicott, Donald Woods, *Vom Spiel zur Kreativität*, Stuttgart 2006
Wulf, Christoph, *Die Kultur des Rituals. Inszenierungen, Praktiken, Symbole*, München 2004
Wulf, Christoph, *Zur Welt kommen. Rituale und Ritualisierung der Geburt*, in: *Das Imaginäre der Geburt. Praktiken, Narrationen und Bilder*, hg. von ders., München 2008, S. 107-121
Wuthenow, Ralph-Rainer, *Das erinnerte Ich. Europäische Autobiographie im 18. Jahrhundert*, München 1974
Zeck, Mario Roman, *›Erschüttert geben wir bekannt…‹ Zur Illokution standardisierter Trauersprache in Todesanzeigen*, in: *Totengedenken und Trauerkultur. Geschichte und Zukunft des Umgangs mit Verstorbenen*, hg. von Markwart Herzog, Stuttgart 2001, S. 181-197
Ziegler, Jean, *Die Lebenden und der Tod*, Darmstadt 1977